UNIVERSITY OF THE NEIGHBORHOODS

Der Prozess

HafenCity Universität Hamburg: Bernd Kniess
(verantwortlich) Redaktion: Stefanie Gernert Stefanie Graze, Maja Momic, Tina Steiger Das Projekt Universität der Nachbarschaften ist eine Kooperation der HafenCity Universität Hamburg (HCU), der Internationalen Bauausstellung (IBA) Hamburg, Kampnagel und SEEDS. Gefördert durch die Max Hoffmann GmbH & Co. KG.
Hamburg 2015



Nicht nur Menschen, es sind auch die Dinge, die in die Handlungsabläufe und Ereignisse in und um die Universität der Nachbarschaften verwickelt sind.
Von diesen Verquickungen und den sich daraus immer wieder neu eröffnenden Handlungsoptionen erzählt das Büchlein in seinen Momentaufnahmen. Es beschreibt die Phase einer suchenden Vorwärtsbewegung, in der das Projekt seine eigene Entwicklung zum Gegenstand nimmt und versammelt die Stimmen und Stimmungen derer, die es in ihren Interaktionen schließlich hervorgebracht haben. Die Abfolge der Erzählungen orientiert sich nicht wesentlich an der Chronologie der Ereignisse, vielmehr an den Möglichkeiten neuer Verbindungen, wie sie sich aus der iterativen Bewegung erst eröffneten. So handeln die kurzen Erzählungen von nichts anderem als von den Menschen und Dingen und dem, was aus ihrem Zusammenwirken entsteht und wie man es für Gestaltungsprozesse nutzbar machen kann. Die hier abgebildete Reihenfolge ist insofern eine mögliche Anordnung eines sich ständig neu justierenden Prozesses.

UNIVERSITY OF THE NEIGHBORHOODS 1
Intro 6
Arrival to Wilhelmsburg 9
Sonntagmorgen 12
Mein Tag im UdN-Studio 14
Von St. Pauli nach Wilhelmsburg 19
Experiment auf der Insel... 20
In der Nachbarschaft der Universität 22
Wilhelmsburg Orchestra zu Gast im HdJ 23
Egon und das WIO 24
Das kommende Fest 25
Kiaathane & Kahvehane 28
Lieblingsorte 35
Lieblinsgort, weil... 35
Entdecken 35
Ruhe 36
Was bedeutet der Topos Lieblingsort? 38
Forschungsmethoden 38
Ein Lieblingsort ist, ... 39
Ich und die UdN 40
Log 5 46
Stemmen 46
3 x International Summer School 48
Vom Leben und Arbeiten auf der Baustelle zum internationalen Workshop im Quartier 49
Interkulturelles Fußballturnier 55
Testphase: Regler: Min - Max 56
Interkulturelles Fußballturnier 57
Reflections on Summer 2010 at UdN 59
Log 6 61
Chansons 61
Log 1 62
Werkzeug I 62
UdN – eine Korrelationsmaschine zur Herstellung von Zukunft 64
I am waiting for 68
Zwischenort 71
Dazwischen 72
Was ist dazwischen? 72
Feuchte Wand 75
Konstellation von Mensch, Maschine und Material 76
Im Bauprozess auf den Spuren Simmels 76
Eine Umkleide mit feuchter Dusche 77
Eine feuchte Wand mit Umkleide 77

Die Rolle der UdN 78
Zur Konzeption des Kunst & Sportvereins Wilhemsburg 79
Log 2 81
Bauzeitenplan 81
Baucollage 83
Log 7 84
Provisorium 84
Mittwochnachmittag in der Küche 86
GartenLABor 87
Sonntags = Café 89
Am Stück 91
Nero und die Mobiltelefone 92
Ein guter Preis 94
Hang on! 96
Log 3 101
Harvesting 101
Up-Cycling 103
UdN als Prototyp 103
Arbeitswelten 106
Made in... Lokale Praktiken urbaner Produktion 107
Call for Entries / Forschungsfokus 107
Ensemble der Motive 108
Möglichkeitsraum: LABOR 109
Mutfak Salnou – Salon de cuisine – Kitchen Salon 110
La table d'hote 111
Speisekammer 113
PiratenGarten 115
Piratenschiff und Küchengarten - Gedanken und Fragmente 116
Regieanweisungen aus dem Feld 119
Eine Tischtennisplatte 121
Der Günstler 122
Die drei Fragezeichen 125
Weiterwohnen 127
Baumarkt 2.0 / Low-Budget-Urbanity 132
Nachbars Keller 135
Log 8 137
Praktikanten 137
Early Career Lab 139
Methoden für ein interdisziplinäres Denk-Labor: What's the value of saving costs? The Urban Economics and Politics of Everyday Saving Practices 139
Cairo Urban Transformation 142

Urban Metamorphoses 146
… as place of regalement 149
… as place of embeddedness 149
… as place for workshops 150
… as place of informality 151
… as place of dérive 151
Kürzlich in der UdN 152
mal kucken 153
Inner Rise – In my room 154
Ganz großes Kino 157
Kommt überhaupt jemand? 157
Kleine Kinogeschichte Wilhelmsburg 158
Konflikte, Musik und Wein 159
Eine Universität auf dem Sprung 161
HCU, UdN, UdM, UdZ? Notizen… 165
When the university is moving 168
UdN Akteure 170
Impressum 171

Intro

Nicht nur Menschen, es sind auch die Dinge, die in die Handlungsabläufe und Ereignisse in und um die Universität der Nachbarschaften verwickelt sind. Von diesen Verquickungen und den sich daraus immer wieder neu eröffnenden Handlungsoptionen erzählt das Büchlein in seinen Momentaufnahmen. Es beschreibt die Phase einer suchenden Vorwärtsbewegung, in der das Projekt seine eigene Entwicklung zum Gegenstand nimmt und versammelt die Stimmen und Stimmungen derer, die es in ihren Interaktionen schließlich hervorgebracht haben. Die Abfolge der Erzählungen orientiert sich nicht wesentlich an der Chronologie der Ereignisse, vielmehr an den Möglichkeiten neuer Verbindungen, wie sie sich aus der iterativen Bewegung erst eröffneten. So handeln die kurzen Erzählungen von nichts anderem als von den Menschen und Dingen und dem, was aus ihrem Zusammenwirken entsteht und wie man es für Gestaltungsprozesse nutzbar machen kann. Die hier abgebildete Reihenfolge ist insofern eine mögliche Anordnung eines sich ständig neu justierenden Prozesses.

Es mussten formelle Regelungen getroffen werden, bevor das „Vor-Ort-Sein“ der AkteurInnen überhaupt möglich war. Von langer Hand vorbereitet und in mühevoller praktischer Aneignung erarbeitet, wird kann die Eröffnung des Projekts schließlich im Sommer 2009 feierlich begangen werden. Der Kooperationspartner Kampnagel schickt die Wiener Performance-Gang God‘s Entertainment ins Haus, die mit ihrer Interpretation von Cronenbergs „Shivers“ ihr Unwesen treiben und, erstmals seit dem Verlassen des Gesundheitsamtes vor 13 Jahren, das ganze Haus in Beschlag nehmen. Niemand kann zu diesem Zeitpunkt ahnen, welche Bedeutung die unterschiedlichen Handlungen für die zukünftige Entwicklung des Projektes haben würde.

Die AkteurInnen müssen sich zunächst orientieren – eine Bedienungsanleitung gibt es nicht. Sie überwinden ihre Angst und machen erste Erfahrungen im Feld ("I am waiting for") oder im theoretischen Raum (“UdN- eine Korrelationsmaschine zur Herstellung von Zukunft“). Das Motiv des „Ankommens“ und der Begegnung mit dem Projekt und seinen Akteuren ist Gegenstand der ersten Erzählungen (“Arrival to Wilhelmsburg“). Eine UdN-Bewohnerin berichtet über ihre Erfahrungen mit BesucherInnen, die das IBA-Projekt erkunden möchten ("Sonntagmorgen") und wie das Projekt auch den kritischen Blicken der ElbinselbewohnerInnen ausgesetzt ist ("In der Nachbarschaft der UdN").

Dinge kommen zum Einsatz. Angeschafft, um bei den unterschiedlichen Tätigkeiten nützlich zu sein, scheinen sie jedoch schnell ein Eigenleben zu entwickeln indem sie im Gebrauch ihre Potentialitäten preisgeben. Der orangene VW-Bulli etwa, der mit seiner Aufschrift „LUFTAUFSICHT“ und der orangenen Rundumkennleuchte auf dem Dach zwar seine vorige Bestimmung bezeichnet, nichts aber über seine tatsächliche Nutzung preisgibt, wird angeschafft, um Baumaterialen zu transportieren. Bald wird er auch zur Personenbeförderung eingesetzt, etwa um Gäste am Busbahnhof in Empfang zu nehmen. Wie sich das Gefährt zum mobilen Außenposten der UdN entwickelt, entnehmen wir der Beschreibung eines Worksh-

opteilnehmers aus Venedig ("Arrival to Wilhelmsburg") genauso wie der Erzählung der Praktikantin, die aus Bosnien gekommen war, um dann zu bleiben. ("Ich und die UdN"). Insbesondere in den Hochphasen der Bauworkshops leistete das Gefährt gute Dienste ("3x International Summer School") wobei seine intensive Nutzung sicher auch dazu beiträgt, dass er nicht bis zum Abschluss des Projektes durchhält. Sein Nachfolger ist gelb und innen teilweise grün.

Die Motive zur „Aneignung“ der UdN und deren näherer Umgebung sind aus Sicht einiger Nachbarn praktischer Natur, da sie die Terrasse vor der UdN als Grillplattform nutzen ("Mittwochnachmittag in der Küche") und für einige Studierende und BewohnerInnen der UdN ist eben diese eine willkommene Erweiterung der UdN, um SpaziergängerInnen zu Kaffee und Kuchen in die UdN einzuladen ("Sonntags = Café"). Die baulichen Erweiterungen der UdN bedingen neue Nutzungen und umgekehrt. Der Bauprozess in der UdN und dessen Praktik schildern die Akteure aus unterschiedlichen Perspektiven. ("Ein guter Preis","Hang on!", "Log3", "Up-Cycling"). Der Abriss der UdN liegt noch in weiter Ferne als nicht nur die Workshop Gäste, sondern gleich eine Universität versucht anzukommen: “Könnten wir uns baumeln lassen zwischen Konzept und Fest, in der Konstruktion der Nachbarschaft” ("Nero und die Mobiltelefone") schreibt sehnsuchtsvoll Pascal Grange, ein Gast des UdN Studios.

Abgesehen von den eigenen Tätigkeiten wird das „Arbeiten“ in Wilhelmsburg in einem Filmseminar dokumentiert ("Arbeitswelten") und ist ebenfalls Gegenstand eines von Studierenden initiierten Workshops ("Made in...Lokale Praktiken urbaner Produktion, Speisekammer"). In diesem Workshop haben die Teilnehmer*innen zusammengearbeitet, gekocht und in der UdN übernachtet.

Das „Wohnen“ in der UdN wird immer wieder neu verhandelt und die Frage des „Wie und Wo“ stellt sich bereits mit der Planung der ersten Summer School 2009 ("3x International Summer School"). Es wird schließlich nicht nur in der UdN gewohnt ("Piraten Garten", "Eine Tischtennisplatte"), auch die Nachbarschaft wird in den Seminaren ("Weiterwohnen") oder spontan bei einem Besuch erforscht ("Nachbar's Keller").

Im Rahmen der Workshops überlagern sich die unterschiedlichen Aktivitäten, hier wird zusammen gewohnt, gekocht, gearbeitet, gebaut, sich angeeignet, ausgehandelt, gefeiert .... ("Early Career Lab", "Cairo Urban Transformation", "Urban Metamorphoses", "Kürzlich in der UdN", "mal kucken", "InnerRise - in my room"). Die Seminar- und WorkshopteilnehmerInnen schwärmen aus und suchen selbst die Erzählungen in der Nachbarschaft, die sie wieder in die UdN tragen ("Ganz großes Kino"). Kann eine Universität „ganz großes Kino“ sein und somit auf dem Sprung zu einer Idee, was Universität noch sein kann? Diesen Ausblick wagen die drei letzten Beiträge ("Eine Universität auf dem Sprung", "HCU, UdN, UdM, UdZ? Notizen oder eine kleine Hommage", "When the university is moving").

Und während sich die Studio-Gäste und Kinder aus der Nachbarschaft noch baumeln lassen zwischen Konzept und Fest, basteln die unermüdlichen AkteurInnen in immer neuen Konstellationen weiter an der Idee des Zusammenlebens, theoretisch im Rahmen von ungezählten Seminar und Projektarbeiten und ganz

konkret – hands on – aus dem ehemaligen IBA Werbegerüst das Hotel?Wilhelms-burg. Das aber ist eine andere Geschichte

Arrival to Wilhelmsburg

Autor: Michele Sbrissa

13.03.2011, 4 p.m., ZOB-Central Bus Station of Hamburg

It was not my first time in Hamburg, I lived there for six months in 2004, but I never had the chance and a reason to spend time to go to the Elbinsel. For me, it was just the thin horizon line facing the southern side of the Elbe River, a piece of land that could be seen from the touristic riverside docks and from the panoramic points of the Hafen City – in regards to Wilhemsburg as a place, I was not even aware of its existence.

I had just arrived at the central bus station of Hamburg (ZOB), coming from the airport of Bremen, loaded down with my belongings (books, laptop, my camera, a sleeping bag, etc…) and ready for a workshop week that I was attending in Wilhelmsburg, that had been organized within the activities of the UdN of the HafenCity University. I was quite excited and full of expectations; now the first thing to do was to catch a S-Bahn from the central station to meet Ben in Wilhelmsburg, then we would go together to the UdN. I gave a quick look at the metro map, then I went into the first incoming train, and in a few seconds I was out of the station. The sensation was quite strange in fact, I felt as if I was coming back, into the “back stage” of the city. I already knew Hamburg quite well, not only the center of the city but also the northern quarters, but during that first trip to get to Wilhelmsburg I perceived these strange feelings that were not new, but rather almost familiar.

I had been invited to attend the workshop “Made in…Local Production”. It was organized by researchers and students of HafenCity University, it’s Urban Design department, together with CivicCity Zurich. Ben Pohl was part of the group of researchers and students that had organized the workshop “Made in… Local Production”. When you come to Hamburg by bus, there is a fascinating outlook of the urban structure of the city, of the area in-between the two. Even better by train, when you walk out from the huge hallways of the crowded and noisy Wilhelminian style station, you immediately face the city, you feel the life of the city of Hamburg, you can hear and even smell it: the light, the traffic, the ethnic restaurants, the shopping streets that pick you up right outside of the station and drive you until the Alster (city center). To go to Wilhelmsburg, to the Elbinsel, the S-Bahn goes to the southern side of the river Elbe, the railway makes a long curve to the right that offers wide sights of the river Elbe. It is like coming back, it is like leaving Hamburg to enter something different, with a completely different atmosphere. From the windows of the Train, looking west it is possible to see clearly the construction site of HafenCity. The high-rise profile of the Marco Polo building and especially the Elbe Philharmonic of Herzog and De Meuron, which may be the most controversial project within the contemporary history of the city and are the two most stunning elements in this skyline.

In the fifteen minutes that divide the central station of Hamburg from Veddel (the S-Bahn stop on the Elbinsel, from where it is possible to reach Wilhelmsburg by bus) I perceived not only a physical movement, from a space A to a space B, but a shifted condition, a leap in the time and in the proportions that characterize the spaces around me.

Out from the S-Bahn, passing through the Veddel station, the city of Hamburg seemed to me very far. The speed of the surrounding things was different, the materials that made the sidewalks, the facades of the buildings, were different. Once again this flux of different perspectives and perceptions was quite familiar although apparently less “friendly” and “open”, if compared with the shining, vibrant and catchy atmosphere of Hamburg center, that I had just left behind me. The space outside the station of Veddel was horizontal, the proportions between things were completely changed: people seemed bigger, maybe because the buildings were smaller. In front of me, five hundred meters to the east there was the IBA-Dock, a floating object, a colorful island in the island. The presence of the IBA-Dock was the confirmation, together with the hundreds of logos and advertising posters in the S-Bahn and in the station of Veddel, that I was in the right place and not somewhere else.

My intention at first, was to catch a bus. I was not exactly sure about where to go, I just knew more or less the direction and I was not so keen to walk for half an hour carrying all my things. In the end, curiosity prevailed, and losing the possibility to use my ticket for the Great Hamburg Area to reach my destination, I chose a sort of first on-site derive, walking slowly towards the center of Wilhelmsburg to get in touch slowly with the context that was around me. To my left there were four or five-story high residential buildings with continuous red brick façades towards the street. The patina they showed outside was more than a thin veil, covering an old wall, it was the evidence of a different use, of a different relation between people and buildings. The streets, the sidewalks, the buildings and the parks were brilliant and shining in Hamburg; here the first sensation was just that all these things around me simply were, and that seemed more than enough at that time and in that context. To my right a dense green carpet of grass was covering the southern riverbank of the Elbe, (a sort of wall 3/4 meters high, that defines the northern border of the Elbinsel), with a metal fence on the top. This spatial device was a clear relict to everybody that the relation with the river was not so friendly as in Hamburg. Here, there were no stunning docks made for tourists as on the other side of the river, but a border, both physical and socio-cultural. I was following the indications to reach the center of Wilhelmsburg and after twenty minutes I turned left and entered more deeply into the urban structure of the quarter. The landscape to my left was mirrored also on the other side of the street, and in a few moments I was completely immersed in the neighborhood. The multiethnic atmosphere was one of the first readable traces, not only because of several different restaurants, kiosks, pubs and fast foods, showing traditional dishes from all over the world, but for the people that were walking along the streets, for their apparel, their physical presence in the streets, they were “doing things”, they were not simply wandering, looking at the windows of the shops, nor were they quickly walking from point A to point B to go to an important meeting. The urban practices in which I was entering were very diffe-

rent if compared with the ones I left on the other side of the Elbe. At the bus stops that I was crossing, students and young were jumping inside and outside the buses, meanwhile they were listening to music or using their mobile phones to send SMS and play.

A tourist that visits Venice gets lost if he tries, even for a moment, to leave the main route towards San Marco, where the flux of tourists always drives him safely from the train station to San Marco and the other way around. If he is so brave to leave that big river, taking a few side steps, he will find himself still in Venice, but at the same time in a completely different place, he will be in the heart of Canareggio, or San Polo, and so on. The different languages that he will hear in that new scenario, that before were the ones of the tourists while they were taking pictures of gondolas and bridges, now are the ones of the Venetians, of the people living in the old and semi-abandoned quarters and streets of the city.

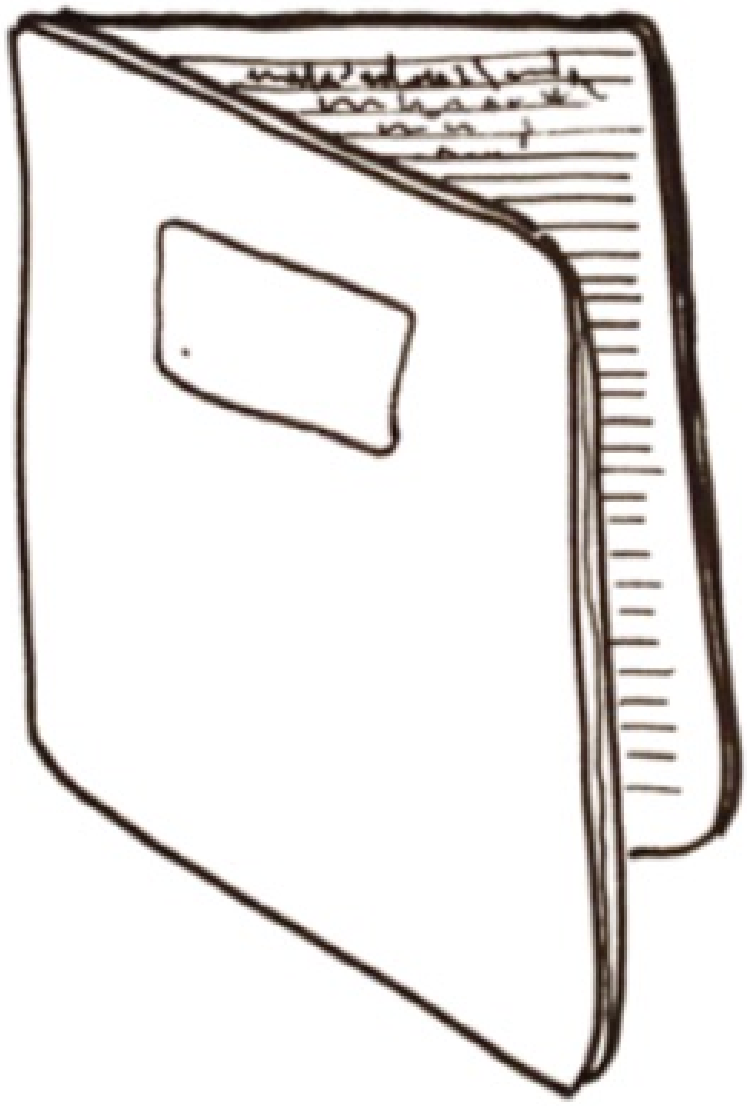
Cannaregio, Castello, Dorsoduro, San Marco, San Polo, Santa Croce: these are the Sestieri of Venice, the administrative districts of the city. When I arrived in Hamburg it was like being in Venice in a certain way. In Wilhelmsburg, in the urban and social context that can be perceived at the very first approach within this place, I was absolutely out from the crowded hub of the city, but I still was, maybe even more than before, in the city. I was in a real and living part of Hamburg, where things do not happen only during working hours, from 8 a.m. to 5 p.m. I had the feeling of not being ready and prepared with the proper codes and tools to understand such a context, where all the standard formats associated with business, tourism, shopping and culture, that allow people to feel safe in every big European city, seemed absent. The vibrating sensation that this condition was offering me was exactly the same as that of a tourist who does not go to Venice only to visit San Marco. I was not in the Free and Hanseatic City of Hamburg to visit the Elbe Philharmonic, so I was in the same condition; I think this was already a good starting point.

Even without the possibility to completely understand and appreciate the context of Wilhelmsburg, from those first moments when I arrived there, the atmosphere was familiar.

I was aware of the strong civic protest movements that have shaped, the Elbinsel and Wilhelmsburg in particular, since the Second World War - I was there also to study those facts. What was the story behind them? What were the conditions that allowed the beginning of this tradition of civic engagement that started fifty years before and that has brought so many relevant milestones in the evolution of this place along these years? Why to choose this place for an experiment such as UdN? What were the possible outcomes of that experience for Wilhelmsburg? In what ways the UdN's experience was working on the themes of participation and agency within the context of Wilhelmsburg? Was UdN an interesting reference to learn and to experience an approach that would be relevant even for other cities, other conditions, and other contexts?

Sonntagmorgen

Autorin:
Julia Zajaczkowska
Studierende Urban Design



Ich wache auf und Sophia liegt nicht in ihrem Bett. Dabei hab ich sie zwischendurch laut aus der Küche reden und lachen hören, das war so gegen halb neun – da ist sie wohl gerade nach Hause gekommen. Ich schlafe wieder ein und wache etwa zwei Stunden später auf – erneut Stimmen aus der Küche, diesmal eine IBA--Gruppe – geschätzte 40 Personen stehen vor der Eingangstür und lassen sich das Hotel? erklären. Die Hälfte der Leute muss nun auch noch die Toilette benutzen. Ich stehe in meiner Pyjamahose hinter der Tür, die den privaten vom öffentlichen Teil der UdN abgrenzt! Privat? Guten Morgen, es ist Sonntag, 11 Uhr und ich hab keine Lust auf Besuch... Durch den Türspalt kann ich das schon bereitete Frühstück auf dem Küchentisch sehen... wieder kommen Pinkelgäste. Ich gehe kurz

zurück zu meinem Zimmer um mir etwas halbwegs Ordentliches anzuziehen, meine Jogginghose lass ich aber an. Jetzt, 15 Minuten später, ist es mir egal, ob nun noch wer zum Pinkeln, Umschauen oder Nachfragen herein kommt und mahle erst einmal Bohnen, um mir und den anderen einen Kaffee zu kochen. Ich setze mich an den gedeckten Tisch, lese eine Zeitung, die herumfliegt und lasse mich von den immer wieder reinschneienden Besuchern nicht stören... Sophia hat übrigens im Studio übernachtet.

Mein Tag im UdN-Studio

Autor:
Tobias Schmidt
Studio-Gast



7:45
Noch bevor mein Wecker klingelt, wecken mich die Kinder auf dem Weg zur Schule, die gegenüber liegt. Für mich beginnt ein neuer Tag in der Universität der Nachbarschaften, der UdN. Seit Anfang Januar bin ich zu Gast im UdN-Studio, um Daten für ein Forschungsprojekt zu Stadtentwicklungskonflikten in Wilhelmsburg zu erheben.

8:30
Als ich heute meinen Rechner hochfahre, um mich auf die Interviews vorzubereiten, die ich morgen führen werde, geht auch das Eichhörnchen draußen wieder an die Arbeit. Es bewohnt den Garten der UdN. Seit gestern schon sucht es unter den Schneeresten grabend wohl eine Nuss vom letzten Herbst. (Vielleicht hat sie ja einer der drei Eichelhäher geklaut, die oft im Garten zu Gast sind.)

10:45
Seit einer Stunde dringen Stimmen aus dem Nebenraum. Dort rauchen nicht nur die Köpfe, sondern auch Bohrmaschinen. Studierende und Dozenten aus unterschiedlichen Nationen arbeiten an einem gemeinsamen Projekt: dem Hotel Wilhelmsburg, dem letzten großen Wohnexperiment zum Abschluss der Univer-

sität der Nachbarschaften in diesem Jahr. Mit Workshops und Seminaren wie diesem ist die UdN immer wieder Einflugschneise für viele Austauschstudierende, die noch nie in Deutschland waren. Doch auch viele Studierende und interessierte Menschen aus Hamburg bringt die UdN nach Wilhelmsburg. Ob beabsichtigt oder nicht: Zu den Nebeneffekten gehört sicherlich, dass das Projekt so nicht nur dem von der Internationalen Bauausstellung (IBA) propagierten „Sprung über die Elbe" indirekt zu Gute kommt. Indem sie mit vielen neugierigen Menschen auch potenzielle neue Mieter in diesen Stadtteil lockt, wird die UdN in gewisser Weise auch Teil einer möglichen Gentrifizierungswelle, wie sie viele der Nachbarn im Zuge der IBA befürchten.

11:00
Während die Studierenden nebenan an den Konstruktionsplänen des Hotel-Projekts tüfteln, überarbeite ich das Gliederungsgerüst eines Papers über Identität und Innovation in Wilhelmsburg, das ich auf einer Tagung in Irland einreichen möchte. Im Sprachgewirr aus dem Nebenraum erkenne ich Englisch, Kroatisch, Deutsch und Italienisch. Wie jeden Tag in der UdN, herrscht auch während dieser Workshopwoche ein spannendes, internationales Klima.

12:10
International heißt auf dem Wilhelmsburger Wochenmarkt zum Beispiel, dass mich die friesische Marktfrau heute für einen Norddeutschen hält, obwohl ich aus Bayern komme – und mir deshalb auch keinen bitteren Endiviensalat verkaufen will, weil der angeblich nur Rheinländern schmecke. Am Stand nebenan feilschen unterdessen zwei Männer mit slawischem Akzent mit einem türkischstämmigen Mann um den Preis eines Paares Hausschuhe aus dem Fernost.

13:00
Der Künstler, der den Workshop leitet, beschaffte einst schon die Küchenutensilien für das UdN-Studio durch eine Aktion: Studierende klingelten bei den Nachbarn. Im Austausch gegen Tomatenpflänzchen baten sie um Besteck und Geschirr. Die alte Turnhalle nebenan wurde abgerissen. Ihr Sportparkett liegt als Bodenbelag in der Studio-Wohnung und bedeckt statt einer Arbeitsplatte auch die Küchenarmaturen. Auf Teilen dieser Turnhalle, die es längst nicht mehr gibt, schneide ich heute Salat. So macht die neu genutzte Hardware des Stadtteils von gestern es möglich, dass ich mir heute in der UdN über die Nachbarschaften im Wilhelmsburg von morgen Gedanken mache. Denn die Angehörigen der UdN beobachten und „studieren" wie ich diese Nachbarschaften. Doch die beobachten ebenso uns, wie mir scheint: Die Fenster meiner Erdgeschoss-Wohnung gehen direkt auf den Gehweg hinaus. Ich koche, esse und arbeite vis-à-vis mit jedem Passanten.

13:30
Kaum ist die Schule zu Ende, stürmen auch heute spielende Kinder den Garten der UdN. Indem sie Baumhäuser und Hängekonstruktionen erklettern, eignen sie sich die Überreste des „Baumhaus-Workshops" vom letzten Sommer an. Dieser ungeplante Klettergarten ist längst ihr eigenes Reich. Zwischen Schule und Mittagessen genießen sie dort die große Freiheit unter Baumkronen. Und kleben mit ihren Nasen oft an meinen Fenstern. Die vielen kleinen Augenpaare, die mir

zusehen, während ich diese Zeilen schreibe – machen sie aus meiner Research in Residence nicht zugleich eine Research der Residents, die Architekten, Planer oder Wissenschaftler wie mich als Neuankömmlinge in ihrer Nachbarschaft erkunden?

15:20
Was mögen sie zum Beispiel daraus für Schlüsse ziehen: Während einer Performance der Workshopgäste duscht gerade einer der Studenten halbnackt auf einem Baugerüst im verschneiten, frostig kalten Garten. Sein dampfendes Duschwasser gießen ihm die anderen Workshopteilnehmer aus vielen kleinen Porzellankannen über den Kopf. Mehrere Studierende filmen diese skurrile Szenerie. Mein Blick wandert nachdenklich zu den Fenstern der Häuserblocks gegenüber, meine Gedanken schweifen zu den Bewohnern hinter den adretten Gardinen. So nah beieinander wohnend, arbeitend, und dennoch so fremd, denke ich mir …

16:05
Hans und Ben von der HCU sind Tutoren des Workshops und Dauerbewohner der UdN. Bei einem gemeinsamen Kaffee in der offenen Gemeinschaftsküche, genau in der Mitte des Gebäudes, erklärt mir Ben, dass die UdN letztlich „Räume programmiere“. Nach seinem kurzen Parforceritt durch das Who-is-who der poststrukturalistischen Raumforschung, einem Abstecher in Design- und Architekturtheorie, entspannt sich zwischen uns eine Diskussion über „Ermöglichungsarchitekturen“. Wie wirken bauliche Strukturen als Hardware des Raums mit der sozialen Software, den Menschen, zusammen? Und wie können wir als Wissenschaftler eigentlich beides beeinflussen und mitgestalten? Hans’ gemütliches Schwäbisch bringt uns auf den Teppich bzw. den Estrich des Küchenbodens zurück: „Magsch’ au’ no oin’ Kaffee?“, will er wissen und hebt fragend die Kanne in meine Richtung. Ja, gern – ich entschließe mich zu einer Intervention im Raum und schiebe ihm als kleine Ermöglichungsarchitektur die leere Tasse hin.

20:05
Es ist angerichtet: Die Studentengruppe, die das UdN-Restaurant organisiert, eröffnet das Abendbuffett. Statt Presssack mit Musik gibt es heute Börek mit E-Bass: Eine türkischstämmige Frau aus der Nähe zaubert in der offenen Studioküche; mit Fusionjazz garniert eine Band von der Veddel das Menü. Bevor ich zugreife, gönne ich mir ein Feierabendbier an der improvisierten Bar aus Baugerüstteilen.

22:30
Während es in der Nachbarschaft immer leiser wird, und die Lichter langsam verlöschen, wird die Band immer lauter. Zwischen dem sozialen Programm in den Räumen hier drinnen und dem in der Nachbarschaft draußen herrscht nun wohl die maximale Distanz. „Wir programmieren Räume“, hatte Ben mir erklärt. Klang erstmal gewöhnungsbedürftig für mich als Sozialwissenschaftler. Bereits jetzt, wenige Stunden später, wirkt diese Idee tatsächlich wieder sehr abstrakt. Alle Räume der UdN werden heute „bespielt“, höre ich stolz einen Workshopteilnehmer sagen. Häufig, scheint es mir da, ist es das Vokabular, das die gefühlte Spannweite markiert zwischen den Künstlern, Studentinnen und Studenten, die neu hier herziehen, und den Bewohnerinnen eines Stadtteils, in dem man Migran-

tinnen und Migranten inzwischen als Alteingesessene bezeichnen müsste. Wie aber kann man als Alteingesessener noch Migrationshintergrund haben? frage ich, als ich bei Paul an der Bar noch eine Limo bestelle.

23:15
Jenny, die wie jeden Mittwoch den Check-In-Schalter des UdN-Restaurants managt, weiß da auch keine Antwort. Sie komme gern zu meinem Vortrag, sagt sie. Erst da bemerke ich die Plakate an den Wänden, die die Restaurantgäste zu der Diskussionsveranstaltung einladen, die ich nächste Woche mit einem Bürgerverein von der Elbinsel organisiere.

01:10
Nachdenklich knipse ich das Licht aus und rolle mich in meinen Schlafsack. Ob die Eichhörnchen, die schon lange im Garten wohnen, etwas von der Ermöglichungsarchitektur ahnen, wenn sie morgen wieder über die aus Feuerwehrschläuchen geflochtenen Hängekokons des „Baumhaus-Projekts“ springen? Spüren sie, dass es sich bei den Zweigen und Ruten, die Studierende heute liebevoll im frühlingshaften Garten zu Arrangements zusammengelegt haben, um Land Art handelt, wenn sie morgen darüber huschen? Wie wäre es eigentlich mit einem Projekt zur „Partizipation von Tieren im Städtebau“? Das ist mein letzter Gedanke vor dem Einschlafen.



Von St. Pauli nach Wilhelmsburg

Autor:
Maximilian Müller
Studierender Urban Design & Studentischer Mitarbeiter Universität der Nachbarschaften

4 Uhr: Das Gästezimmer in einem Wohnprojekt auf St. Pauli sieht aus, als hätten alle Kinder einer Kita wochenlang darin gespielt, während Betreuung und Putzdienst im Urlaub sind. Immerhin, das Modell ist rechtzeitig fertig. 18 Uhr des Folgetages: Wir werden mit den anderen WettbewerbsteilnehmerInnen in die HCU gebeten. Preisverleihung. Wir sind so übermüdet, wie wir aussehen, so wie fast alle anderen. Unser Modell ist eines von vieren, die zentral im Raum stehen, und als die Laudatio auf drei Modelle gehalten und die jeweiligen Preise vergeben werden, können wir unserer Freude kaum Einhalt gebieten: Wir haben gewonnen! Und nun? Es wird zunächst ruhig um das ehemalige Gesundheitsamt in Wilhelmsburg. In der Zwischenzeit werden an der HafenCity Universität einige neue Studiengänge gegründet und die Vorbereitungen zur IBA Hamburg intensiviert. Dann die Überraschung: Der neue Studiengang Urban Design plant die Durchführung eines praxisorientierten Projektes namens Universität der Nachbarschaften (UdN) in Wilhelmsburg. Standort, Ausgangspunkt und Grundlage wird der Siegerentwurf besagten Wettbewerbs sein. Und: es werden noch studentische Mitarbeiter gesucht. Ein prima Ausgangspunkt für nunmehr rund drei Jahre Mitarbeit am Projekt UdN.

Experiment auf der Insel...

Autor:
René Reckschwardt
IBA Hamburg

...war der Titel eines studentischen Wettbewerbs, der im Jahre 2008 von der Internationalen Bauausstellung (IBA) Hamburg und der HafenCity Universität ausgelobt wurde und sich mit einer möglichen Umnutzung des Areals am Rotenhäuser Damm befasste. Zwölf der dreizehn Arbeiten haben damals den baulichen Bestand völlig außer Acht gelassen und Neubauten entworfen. Lediglich eine Gruppe* ging einen mutigen, anderen Weg: Sie schlugen vorsichtige Eingriffe in die bauliche Substanz vor und interpretierten das über lange Jahre leerstehende, ehemalige Gesundheitsamt als Experimentierraum für Umbauten und neue, ortsbezogene Nutzungen. Aus dieser zunächst ungewöhnlich anmutenden Idee ist im Laufe der Jahre ein Semester und Disziplinen übergreifendes Selbstbauprojekt entstanden, wie man es sich für das eigene Studium gewünscht hätte.

Experiment auf der Insel?
Eine Internationale Bauausstellung sucht im Laufe eines auf mehrere Jahre angelegten Prozesses immer ungewöhnliche Wege, setzt Innovationen, wagt Feldversuche, verursacht Reibungen und manchmal ist das Ziel bestimmter Impulse unklar. Gerade diese Freiheit und Exterritorialität abseits üblicher Verwaltungswege jedoch lässt große Spielräume und erst der Prozess gibt dem Ganzen dann eine konkrete Gestalt. Dies war im Falle der UdN besonders zu Beginn nicht immer einfach zu kommunizieren. Aber das Orchester, die Baumhäuser, das Restaurant und auch das Hotel stehen heute beispielhaft für entsprechende Spielräume, die von den zahlreichen Beteiligten intelligent aufgespürt und intensiv mit Leben befüllt wurden. Insofern stellt die Universität der Nachbarschaften sicherlich eines der ungewöhnlichsten IBA-Projekte auf den Elbinseln dar – abseits von Wohnungsbauten, Bildungs- und Kulturprojekten und Beteiligungsformaten. All diese Inhalte finden sich trotzdem in der UdN in einer Art Symbiose wieder – der experimentelle Charakter einer IBA wird quasi überhöht.

Experiment auf der Insel!
Nicht alles, was man sich vielleicht im Laufe der Jahre für das Gebäude vorgenommen hatte, konnte letztendlich umgesetzt werden. Es gab Irrwege, Sackgassen, kleine Erfolge, große Schritte, schöne Projekte, unvollendete Projekte und/aber: einen vielfältigen Prozess, in dem die zu Beginn recht vage formulierten Ziele mehr als erreicht wurden. Nicht zuletzt durch das stetige Engagement der unzähligen Beteiligten, deren Zusammensetzung und Ideen sich immer wieder neu finden mussten. Dass sich das Gebäude und die Verbindungen in den Stadtteil hinein nun kurz vor dem Abriss in »Höchstform« befinden, darf natürlich traurig stimmen. Wenn sich aber ein solch innovativer Impuls verstetigen lässt, dann auch an einem anderen Ort, mit vielleicht ähnlichen Zielen, womöglich neuen Aufgaben und einer anderen Nachbarschaft.

Wo sind eigentlich die Studierenden [1] von damals?

1. Kate Bitz, Carsten Dittus, Maximilian Müller, Nicole Raddatz, Anton ReiniKate Bitz, Carsten Dittus, Maximilian Müller, Nicole Raddatz, Anton Reinig

In der Nachbarschaft der Universität

Raus aus dem universitären Elfenbeinturm, mitten hinein in unsere Nachbarschaft – recht so, liebe angehende BauingenieurInnen, ArchitektInnen und StadtplanerInnen. Wir hoffen, dass „unser“ altes Gesundheitszentrum dazu beitragen konnte, dass das, was ihr künftig plant und umsetzt, eine Bereicherung für die Menschen ist.

Ganz einfach war es für uns allerdings anfangs nicht. Der Name „Universität der Nachbarschaften“ hat andere Assoziationen geweckt. Eher hatten wir so etwas wie eine Volks-Hochschule mit Nachbarschaftsbezug erwartet, Bildungsangebote für die und mit den Nachbarn mit modernen Konzepten und Themen. Nachdem wir– als artfremde Akademikerinnen – die programmatischen Texte und Gespräche zum Zweck der UdN für uns übersetzt hatten, haben wir aber verstanden, dass es mehr um HCU-interne „Universität“ und weniger um „Nachbarschaft“ geht.

Einige Projekte haben eine positive Wirkung im Umfeld entfaltet: Natürlich die Feste, zu denen die Nachbarn zahlreich gekommen sind oder die Baumhäuser, deren Reste auch heute noch gerne von Kindern zum Klettern genutzt werden. Weniger gut geklappt hat zum Beispiel das Gartenprojekt auf dem Rotenhäuser Feld. Hier haben wir schon seit längerem mit dem Interkulturellen Garten in Wilhelmsburg ein Beispiel dafür, wie es funktioniert. Vielleicht haben die Studierenden sich ja nach ihrem Experiment in der Nachbarschaft umgeschaut und daraus gelernt. Auch wünschten wir uns manchmal, dass die Studierenden etwas mehr Verantwortung für die Optik des UdN-Außengeländes übernommen hätten.

Ein wichtiges Merkmal von Nachbarschaft ist für uns die Kontinuität. Ein Quartier, in das wir ziehen, wird unser Zuhause. Wir sind jeden Tag auf diesem Fleck unterwegs, lernen die Nachbarn kennen, gehören dazu und fühlen uns mit verantwortlich für „unsere“ Ecke in Wilhelmsburg. Diese Identifikation kann akademische Projektarbeit in flotter Folge mit wechselnder Besetzung natürlich nicht entwickeln. Leider.

Aber auch echte Nachbarschaft ist in der UdN entstanden, mit dem „Wilhelmsburg Orchestra“. Hier treffen wöchentlich Studierende auf Bewohner aus dem Quartier, um gemeinsam Musik zu machen und hin und wieder trifft man sie irgendwo in Wilhelmsburg in Aktion. Wir würden uns freuen, wenn das Orchester nach dem Rückbau des jetzigen Gebäudes der UdN erhalten bleibt, und wenn die HCU – hoffentlich – ein neues Experimentierfeld für Studierende irgendwo in Hamburg gefunden hat.

Wilhelmsburg Orchestra zu Gast im HdJ

Autor:
Sebastian Bührig
Studierender Urban Design & Leiter Wilhelmsburg Orchestra



Pünktlich eine Viertelstunde zu spät treffen die ersten Musiker im Haus der Jugend Kirchdorf ein. Zurückhaltend bis zaghaft – ihre Verunsicherung ist verständlich, denn die Jugendlichen markieren hier offensiv ihr Revier. Unsere erste Jamsession verläuft entsprechend verhalten. Doch rund 30 Jugendliche sind sofort unser Publikum, blödeln zum Teil ein wenig rum, observieren dabei aber doch genau, was vor sich geht. Es dauert nicht lang, bis die ersten klatschend und schnipsend einsteigen. Manch einer fragt, ob er sich das ein oder andere Instrument leihen dürfte, um mitzuspielen. Und dann – ein junger Mann stürmt heran, setzt sich und holt das Maximum an musikalischen Möglichkeiten aus seinem Drehmomentschlüssel – die Initialzündung für eine ganze Reihe weiterer Zweckentfremdungen. Nach dem wirklich schönen Konzert unterhalte ich mich mit einer Betreuerin. Sie erklärt mir, dass es nicht nur bemerkenswert war, dass recht viele an unserer Musik interessiert waren. Als mindestens ebenso großes Kompliment könnten wir auffassen, dass sich diejenigen, die es nicht interessierte, ruhig verhielten. Denn üblicherweise geben hier die Platzhirsche unmissverständlich zu verstehen, wenn ihnen etwas nicht passt. Dass wir ungestört spielen durften war nicht weniger als ein Zeichen von Respekt.

Egon und das WIO

Autor:
Sebastian Bührig
Studierender Urban Design & Leiter Wilhelmsburg Orchestra



Kurz vor Weihnachten saß das Wilhelmsburg Orchester gemütlich in einer Kneipe im Reiherstiegviertel beisammen und ließ gemeinsam die vergangenen Konzerte Revue passieren. Auch unser langjähriger Weggefährte Egon aus Kirchdorf war dabei. Dass er bereits länger als alle Anwesenden Mitglieder dabei war, weckte die Neugierde einer Studierenden: „Sag mal Egon, wie kamst Du eigentlich dazu im WIO mitzuspielen? Und wie ist das eigentlich für Dich, dass wir als forschende Musiker oder musikalische Forscher ja irgendwo auch Dich beforschen?“ Darauf schmunzelte Egon und sagte: „Ganz einfach. Ich mache gerne Musik, ich mache gerne Musik mit Leuten, die das entspannt betreiben, weil ich finde das sollte Spaß machen und ich habe großen Spaß, mit dem WIO zu musizieren. Darüber hinaus interessiert mich sehr, wie es klingt, wenn Laien wie Ihr regelmäßig miteinander improvisieren. Ich bin nämlich studierter Musiker und Musiktherapeut – von daher würde ich sagen, ich erforsche eher Euch!“.

Das kommende Fest

Autoren:
Benjamin Pohl, Hans Vollmer
Studierende Urban Design
Im Rahmen des Seminars Urban Territories 2, betreut durch Katja Heinecke & Katrin Klitzke



Mit der situationistischen Methode des Dérive im geistigen Gepäck, machen wir uns auf den Weg, durchstreifen den nördlichen Teil von Wilhelmsburg und durchkreuzen wieder und wieder das Reiherstiegviertel. Durst kommt auf, und mit ihm die Neugier. Ein Feierabendbier, oder zwei am Kiosk. Feierabend, Kiosk? Am Kiosk saugen wir uns fest, irgendetwas hat uns daran gefallen, unsere Neugier geweckt. Uns durstet die Neugier und wir bezahlen mit ihr. Wir hängen herum mit denen die dort herumhängen, stellen Fragen und bekommen Fragen gestellt, beobachten und werden beobachtet. Ehe wir uns dessen bewusst sind, nehmen wir Teil am Alltag des Kiosk, sind teilnehmende Beobachter. Wir erfahren von einem Streit; ob Kiosk oder Trinkhalle. Kiosk, Trinkhalle, was ist der Unterschied? Wir schreiben E-Mails, verabreden uns, treffen eine Expertin. Der Streit interessiert uns weniger als der Alltag am – und das Phänomen – Kiosk. Kiosk, ein Name wofür? Wir recherchieren, lesen und entdecken die Geschichte. Thesen entwickeln sich, lassen sich am Gegenstand begründen, aus Interviews, Beobachtungen, Bildern. Grounded Theory, weitersuchen, neu befragen, Runde für Runde, verdichten oder widerlegen.

Ein Störgeräusch (Serres), eine Intervention trifft uns im Seminar, wir müssen neu ordnen, aus dem Winkel der „Narration“ blicken. Die „Heldenreise“ (Vogler) geis-

tert durchs Gemenge, die „Wasserstelle“ taucht auf. Wir befragen unser Material erneut. Entwickeln Thesen zur Wasserstelle. Min – Max. Was ist Max? Die „offene“ Wasserstelle? Offen, wie verstehen wir „offen“? Ein Begriffsrauschen zischt an uns vorbei. Interkultur? Ein Programm? Barrierefreiheit? Parapolis? Institutionen (Terkessidis)? Wir hybridisieren, verunreinigen die Begriffe. Befragen erneut unser Motiv: Was machen wir hier und warum? Wir befragen die Institutionen und ihre Verfahren, erfahren vom „Kiosk der Kulturen“ der igs, bedienen uns schamlos am Material anderer, was uns nicht schmeckt sezieren wir gnadenlos. Entdecken das Fest, oder wie es sich ankündigt und werfen dem Gewitterhimmel eine Utopie entgegen und eine kleine List zum Test. Das kommende Fest. Es wird ein großes sein.

Abstract:
Eine Untersuchung zur Kioskkultur des Reiherstiegviertels von Wilhelmsburg, welche sich nicht auf die Beschreibung oder schreibende Hervorbringung beschränkt, sondern den Versuch unternimmt, aus alltagspraktischer Perspektive das Entdeckte als Repertoire für Mögliches zu betrachten. Die ethnografische Methode wird hierin um einen programmatischen Ausblick, etwas nach vorn Geworfenes, ein Projekt erweitert. In der Synthese von Empirie und Theorie, mit Bezug zu Michel Serres Konzeption des Parasitären als komplexere Ordnung, und Mark Terkessidis erweitertem Begriffspaar der „Barrierefreiheit“ und der „Interkultur“, ließen sich so die Kioske als Orte einer „Kultur-im-Zwischen“ denken, welche sich durch Zentralität, Differenz und Hybridität auszeichnen. In Synthese von Empirie und historischer Dimension der Kioske entwickelt die Arbeit einen konzeptuellen Begriff der Wasserstelle als eine solche heterogene Zentralität. Wie ließe sich ein solch utopisches Fest der offenen/“Barriere freien“ (Terkessidis) Wasserstelle und der Vielheit für Wilhelmsburg denken und welches wären die kleinen Schritte „im nahen Wirklichen“ (Lefèbvre) dahin zu gelangen?

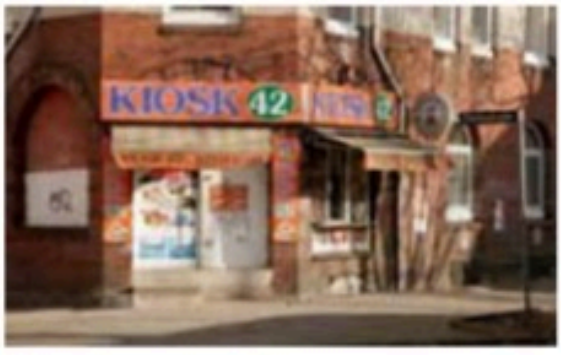


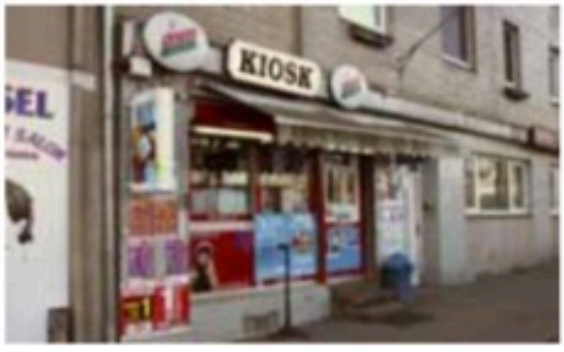












(slider:a-

Kiaathane & Kahvehane

Autoren:
Lasse Friedel, Melanie Giza, Felix Müller
Im Rahmen des Seminar Urban Territories 2, betreut durch Katja Heinecke & Katrin Klitzke
Sommer 2012



Wilhelmsburg im Frühsommer. Die Menschen nutzen das gute Wetter an diesem Samstagnachmittag, um sich die Zeit in einem der vielen Straßencafés rund um den Stübenplatz zu vertreiben. Ein paar Häuser weiter sitzen einige Männer auf Plastikstühlen vor einem mit Milchglas geschützten Etablissement. Sie lesen Zeitung, rauchen Zigaretten, trinken Tee oder unterhalten sich lautstark. Die Tür steht offen, von innen dringen die Geräusche eines Fernsehers mit ausländischem Programm auf die Straße. Hin und wieder verschwindet einer der Männer in den Räumlichkeiten, um mit einer neuen Runde Tee zurückzukehren. Verabschiedet sich einer der Männer, kommt kurze Zeit später ein neuer Gast in die Runde, besonders nachmittags und nach Feierabend. Auf Passanten wirkt die Einrichtung jedoch weniger einladend, schließlich weisen Schilder auf eine Mitgliedschaft hin, um hier einkehren zu können. Auch ein flüchtiger Blick in das Innere erlaubt nur wenige Rückschlüsse auf den Zweck und die Zielgruppe dieses Etablissements. Außenstehende wahren Distanz und auch die Männer bleiben unter sich. Dieses Bild wiederholt sich: Es gibt viele solcher Lokale in Wilhelmsburg und vereinzelt auch in anderen Stadtteilen Hamburgs. Sie werden gemeinhin als »Kiraathane«

oder »Kahvehane« bezeichnet und gleichen einander alle in Stil, Ausstattung und Publikum und sind fast ausschließlich über Vereinsstrukturen organisiert. Obgleich ähnlicher Bedeutung, weisen beide Begrifflichkeiten allerdings nicht übergehbare Unterschiede auf, werden aber im Wilhelmsburger Kontext gleichermaßen verwendet.

Historisch gesehen ist das »Kiraathane« primär als Lesehaus zu verstehen, wohingegen das »Kahvehane« als klassisches türkisches Tee- oder Kaffeehaus funktioniert. Im Untersuchungsgebiet erfüllen und vereinen die diskutierten Kulturvereine beide Eigenschaften. Sie sind Fixpunkte des geselligen Lebens, in denen viele der männlichen Bewohner täglich mehrere Stunden ihrer Freizeit verbringen. Abgesehen von dem Besuch einer Moschee sind sie daher die am häufigsten frequentierten Räume, wenn es um außerfamiliäre Aktivitäten geht und dienen somit der Informationsaufnahme, -teilung und -weiterleitung. Diese Anhaltspunkte lassen darauf schließen, dass diese Einrichtungen soziokulturell codiert sind und lediglich eine bestimmte Gruppe bedienen. Für alle anderen gestalten sich die Treffpunkte mehr oder weniger durchschaubar, ihr Grad an Offen- oder Verschlossenheit variiert in Abhängigkeit vom Betrachter und dessen ökonomischen, politischen, sozialen, kulturellen, demografischen oder geschlechtsspezifischen Hintergründen. Darüber hinaus werden das Ineinanderfließen der Eigenschaften von privaten und öffentlichen Räumen und Nutzungen sowie die Ausbildung einer halböffentlichen Sphäre in diesem Modell besonders deutlich. Privatrechtlich liegen die Geschäfte zwar bei einem Träger, der Regeln festlegt, nichtsdestotrotz wirken die Tätigkeiten hinein in den öffentlichen Raum und prägen das Straßenbild bzw. die Stadtlandschaft Wilhelmsburgs.

Ein weiterer markanter Punkt ist die überall platzierte Unterhaltungselektronik. Diese gliedert sich in Spielautomaten mit einem Mindesteinsatz von 5 Eurocent, Sportwettautomaten von Anbietern wie »Oddsett-Lotto«, sowie eine Anzahl an Flachbildfernsehern, um Sportveranstaltungen in Echtzeit beiwohnen zu können. Ein Fernseher mit lokalen Nachrichten oder landestypischen Fernsehsendungen schafft Atmosphäre und läuft auf Zimmerlautstärke. Darüber hinaus sind Brettspiele wie Okey, in Deutschland auch bekannt als Rummikub, beliebte Freizeitaktivitäten. Die Beleuchtung der Lokalitäten wird oft durch grelle Leuchtstoffröhren gewährleistet. Die Einrichtung stammt nicht nur größtenteils aus dem Heimatland der Nutzenden, sondern dient auch zur Bewahrung orientalischen Kulturgutes wie am Beispiel der Teekultur deutlich wird. Durch diese Wiederholung bereits vertrauter Materialitäten und Muster bleibt eine gewisse Authentizität der „Kahvehane“ und „Kiraathanes“ erhalten, auch wenn diese als heimatliche Versatzstücke in einen neuen kulturellen Kontext implementiert werden und sich mit den neuen Bedingungen arrangieren müssen.


KIOSK





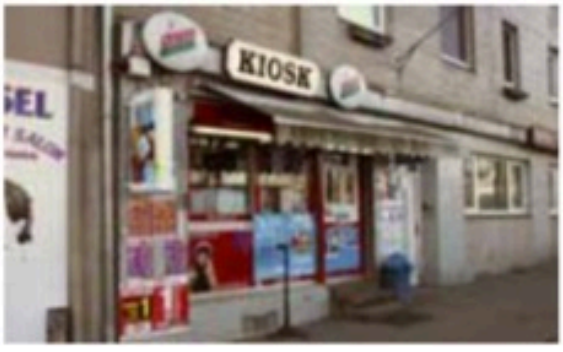

osk




IOSK


KIOSK


KIOSK 42


KIOSK

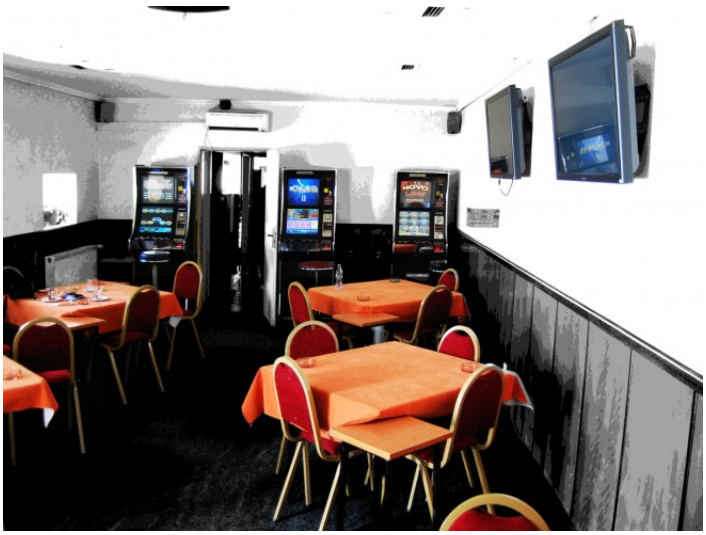

KIOSQUE

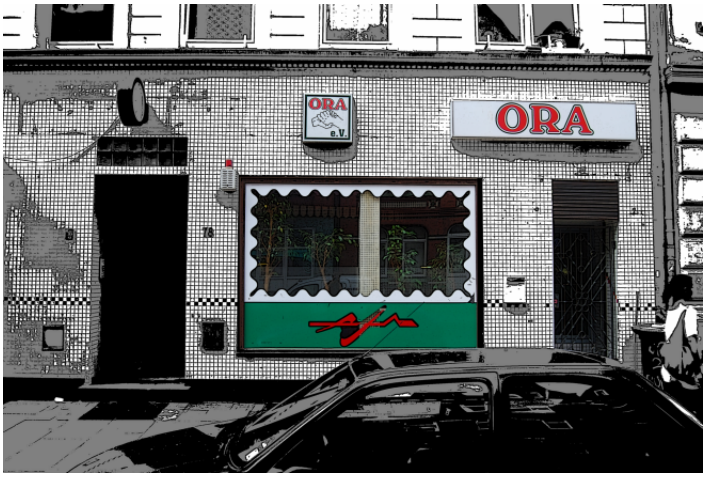

wilhelmsburg
Jugendtreff e.V.
Kulturverein
Billard Cafe





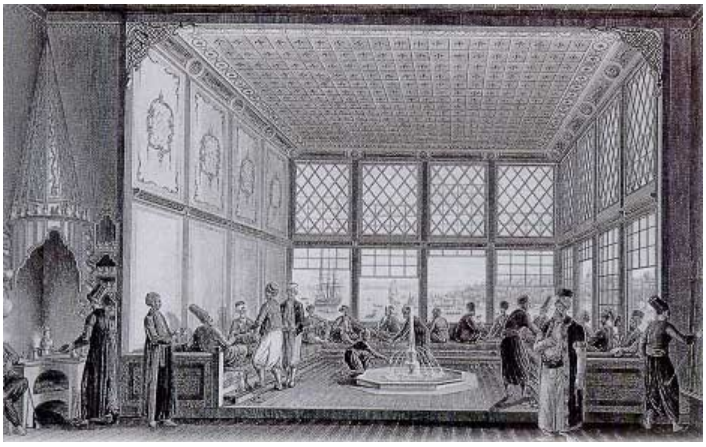

Wilhelmsburg billardtreff

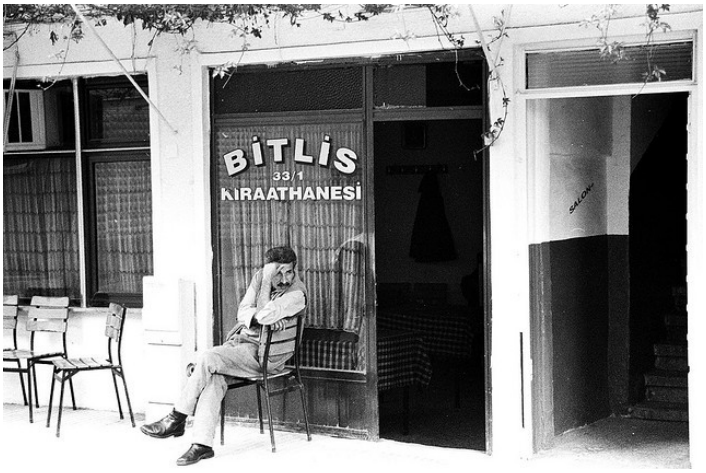



ORA
ORA



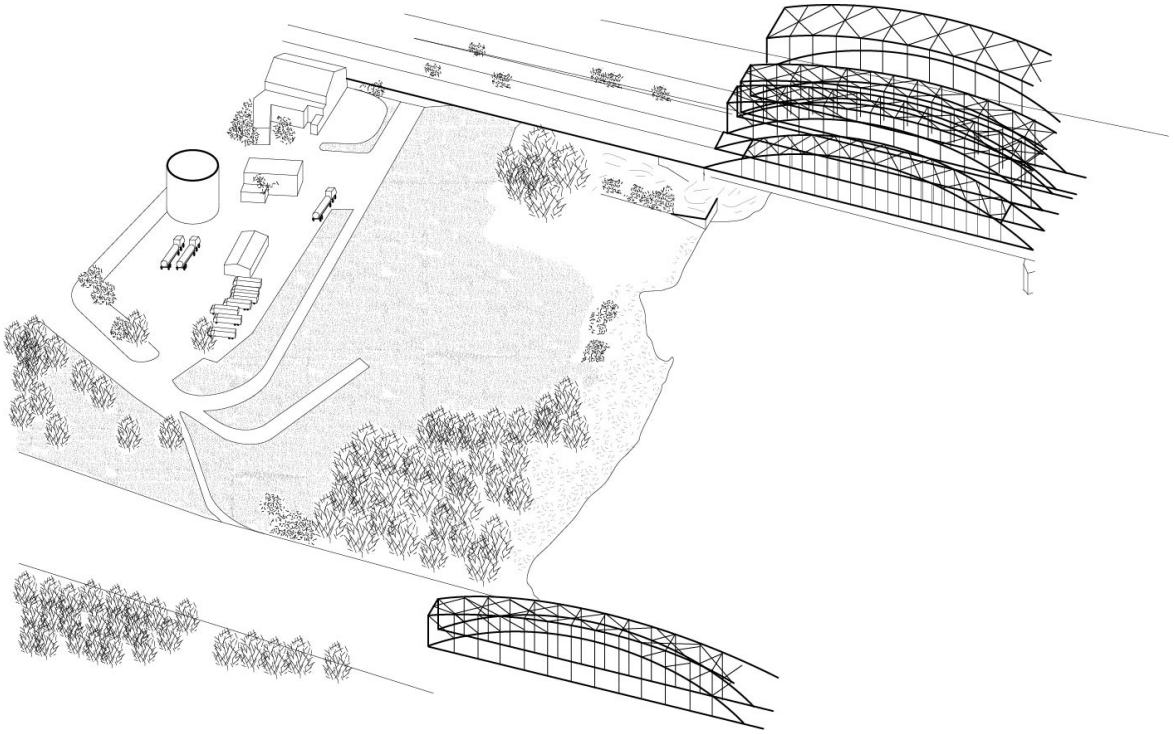

www.umut.net




BİTLİS
33/1
KIRAATHANESİ
SALON

Lieblingsorte

Autoren:
Katharina Böttger, Lene Benz, Nora Fanderl, Kathrin Dröppelmann, Adrian Judt
Im Rahmen des Seminars Urban Territories 2, betreut durch Katja Heinecke & Katrin Klitzke
Sommer 2011



Lieblinsgort, weil...

Weil er so speziell ist. Weil er nicht dafür vorgesehen ist, dass man sich dort aufhält. Weil es nicht so einfach ist, da hinzugelangen. Weil es so ein bisschen ein Fingerzeig auf die Geschichte ist. Und ja... weil das auch ein bisschen so Industrie-charakter hat. Also man ist da ja quasi im Hafengebiet so ein bisschen drin und ja auch die beiden doch recht großen Brücken links und rechts, die das ein bisschen fassen sind schon besonders. Insgesamt ist es aber ziemlich ruhig dort. „Also ja, ... Exklusivität irgendwie ... ein Aufenthaltsort, der nicht dafür bestimmt ist.“ (Erzählender E10)

Entdecken

Ein Lieblingsort muss zunächst einmal gefunden und entdeckt werden. Die Art und Weise, wie man diesen für sich entdeckt, gleicht häufig einem kleinen Abenteuer. Nicht zuletzt trägt genau dieses Erlebnis oder Erfahrung dazu bei, den Ort als etwas Außergewöhnliches wahrzunehmen.

E17: Auf dem Weg zum alten Elbtunnel, … da kann man irgendwie, …wenn man dann noch mal umdreht und irgendwo über so ne Brücke fährt und über einen Zaun drüber klettert, dann kommt man an eine Stelle wo man zwischen den Kanälen sitzt und aufs Wasser gucken kann.
E3: Auf unserem schönen Weg am Kanal entlang auf dem Weg zum Aldi haben wir entdeckt, dass wir von dort aus über die Brücke klettern können auf die andere Seite und da haben wir jetzt vor drei Wochen allerdings erst weil uns der Zaun abgehalten hat … haben wir irgendwie den Weg über den Deich geschafft und es ist einfach eine andere Welt.

Man sieht an den Erzählungen, dass die Orte oft im Verborgenen lagen und somit kleine Hürden und Hindernisse überwunden werden mussten um an sie gelangen zu können. So musste auch E11 einiges auf sich nehmen, um an seinen Lieblingsort zu kommen.

E11: …der Zugang ist auch nicht ganz so einfach: man muss durch Gestrüpp, durch Dornen und so weitergehen damit man da überhaupt hingelangt aber es ist viel Platz. … Ja das ist alles bewachsen mit Gras und Büschen, das erschwert den Zugang wie schon gesagt…

Ruhe

Ein wesentliches Merkmal eines sogenannten Lieblingsortes ist die Empfindung von Ruhe. Man könnte demnach also von einem Lieblingsort ‚Ruhe' sprechen. Diese drückt sich hierbei primär darin aus, dass nicht viele Leute an diesem Ort anzutreffen sind. So begründeten viele der Erzählenden, dass ‚niemand', ‚keine Menschenseele', ‚nicht viele Leute' oder ‚kaum jemand' sich an dem besagten Ort zur gleichen Zeit aufhielte.

E18: …da kommen nicht viele Leute hin, danach kann man da ruhig sein ohne dass irgendjemand was sagt oder so. … Die Ruhe eigentlich.
E12: Da sind auch so Bäume und da geht fast Niemand hin.
E5: Das sind einsame Orte. Also ich gehe meistens da auch alleine hin.

Die Ruhe drückt sich neben der Tatsache, dass man hauptsächlich alleine dort ist und nicht viel gesagt wird, was die Situation stören könnte, in der Natur aus, die E5 in dem Wort Bäume erwähnt. Interessant ist bei folgenden Aussagen das Ruhe in einer Kombination aus ‚Natur' und ‚grün' auf der einen Seite und ‚Lärm' und ‚Industrie' auf der anderen Seite wahrgenommen wird. Anfänglich liegt bei E13 zum Beispiel die Betonung der Ruhe darauf, dass der Ort abgelegen und typisch für die Insel ist, da es dort ruhig zu sein scheint. Des Weiteren konstituiert sich bei dem Erzählenden die Ruhe aus dem Alleinsein und dem Bezug zur unmittelbaren Umwelt.

E13: Und er ist auch typisch für die Insel. Er ist relativ abgelegen. Es ist ruhig. Abends ist da halt keine Menschenseele mehr. …Die Eigenschaften des Ortes sind zum einen Ruhe, dass man so das Gefühl hat man ist so der Einzige der eigentlich die Qualität des Ortes erkennt, weil wenn da Leute waren, dann

> waren das halt nur Hafenarbeiter und die arbeiten natürlich in der Umgebung, sehen aber nicht unbedingt die Qualitäten die dieser Ort hat, nämlich dadurch, dass er halt grün ist und relativ abgelegen. Ruhe kann man schon sagen, aber auch der Charme also mit den Fabriken mit dem Deich dazu, … das hat schon so einen eigenen Stil, … weil ich glaube ruhige Orte an sich, findest du auf der Insel auch andere.

Ruhe findet E13 dadurch, dass sich meistens kein anderer außer ihm an dem Ort aufhält und durch den Charme des Ortes welcher er durch seine Abgelegenheit sowie dem eigenen Stil aus Industrie und Natur erfährt. Somit ist die Kombination aus industrieller Umgebung und Natur kennzeichnend für die Lieblingsorte auf der Insel, was den Charme des Ortes ausmacht. Diese Kombination beschreibt auch E3 ganz unabhängig von E13 mit dem Wort ‚charmant'.

> E3: Also es ist wirklich ruhig. Natur in dem Sinne, es ist halt viel brach, und kaputt, alt, aber es hat so eine charmante Ausstrahlung und so.

E4 und E7 bringen einen weiteren Aspekt hinzu, den die Ruhe am Lieblingsort ausmacht, nämlich den Kontrast zu anderen Orten und Ecken auf der Insel:

> E4: … wenn man auf dem Stübenplatz steht, hat man einen sehr lebendigen Ort, wo sich halt ganz viele Menschen aufhalten. Dann findet dort der Markt statt. Dann hat man die unterschiedlichen kleinen Läden und so weiter. Dann hat man auf der anderen Seite halt den Ringlockschuppen und wenn man da in der Mitte steht ist das halt ein völlig ruhiger Ort. Es gibt ein bisschen Gewerbe drum herum aber davon hört man nichts mehr. Und auf der anderen Seite fahren die Züge lang, aber davon bekommt man auch nichts mit. Man ist eigentlich durch die ganzen vielen kleinen Birken abgeschottet. Das ist halt ein bisschen so eine kleine Ruheoase inmitten von einem doch recht lebendigen Stadtteil… aber eben auch die Ruhe.
> E7: Ich finde das ist ein schöner Kontrast zu der Ecke da, da ist so ein bisschen ‚ghettomäßig' würde ich sagen, etwas dreckig. Nicht so besonders angenehm. Und wenn man halt in die Richtung geht ist es halt sehr angenehm, darum zu laufen. …man fühlt sich da wohler ist halt ne andere Ecke.

Man könnte auch wie E7 von einem Kontrast zu den ‚anderen Ecken' auf der Insel sprechen, der erst ein Verlangen nach Ruhe hervorruft. Der Lieblingsort ist geprägt durch Ruhe, die der Erzählende an ihm erfährt obwohl es dort objektiv betrachtet nicht im klassischen Sinne ruhig sein muss. So beschreibt E10 die Ruhe am Ort wie folgt:

> E10: …, dass da eigentlich immer so eine Ruhe und Stille ist und das Schöne daran find ich auch, dass die Strecke und dadurch auch die Orte, … dass man die immer wieder neu entdecken kann, abhängig von der Tageszeit an der man da durchfährt.
> E10: Also wo man einfach unterschiedliche Lichtstimmungen hat, unterschiedliche Geräuschpegel unterschiedliches Leben auch wobei es meistens immer ruhig ist. Aber… das ist glaub ich da, wo ich mich in Hamburg fast so am wohlsten und freisten fühl.
> E11: … also die prägenden Elemente waren die beiden Brücken natürlich, die

> irgendwie immer eine gewisse Dynamik ausgestrahlt haben gleichzeitig auch Lärm. Es war aber nicht so, dass man sich dadurch gestört gefühlt hat. Und da ist so gut wie niemand. Es kommt vor, dass sonntags früh da ein paar Angler sind, ansonsten ist da eigentlich kaum jemand, aber es gibt eine Feuerstelle das zeugt davon, dass da auch noch andere Leute sind außer uns. Gut es ist laut wegen der Autobahn und so weiter aber es ist halt so ein Ort, den wahrscheinlich nicht so viele kennen und als Aufenthaltsort wahr nehmen.

Trotz der Autobahn und der Lautstärke wird der Ort zum Aufenthaltsort für E11. Hierbei ist wichtig, dass diesen Ort nicht so viele Leute kennen und ihn nicht als schönen, ruhigen Ort wahrnehmen. Ruhe am Lieblingsort zeichnet sich demnach dadurch aus, dass nicht viele Menschen am Ort sind, sie durch einen Kontrast zu anderen Orten auf der Insel gefunden wird und sie nicht unbedingt vom Geräuschpegel abhängig ist. Doch manchmal findet man sie Ruhe auch, wenn ‚alle' da sind …

> E1: Vielleicht die Ruhe manchmal. Aber es ist so in dieser Ecke hier relativ ruhig auch wenn alle da sind.

Was bedeutet der Topos Lieblingsort?

Mit der Untersuchung des Topos Lieblingsort möchten wir dem Interesse näher kommen, welche Wünsche und Bedürfnisse Menschen in der Stadt haben. Was zeichnet einen Lieblingsort aus? Welche Qualitäten stecken in diesen Räumen, die diese so schätzenswert machen? Welche materiell dinghaften Elemente kennzeichnen den Ort? Was für räumliche und soziale Aspekte kennzeichnen den Ort? Um Lieblingsorte zu untersuchen, muss man etwas von ihnen erfahren. Hierzu befragten wir Menschen in Wilhelmsburg zu ihren Lieblingsorten in diesem Stadtteil. Die Antworten reichten von dem verwilderten Ringlockschuppen über die Hafenindustrieflächen bis hin zu einer Bäckerei. Auf den ersten Blick erscheinen die Orte sehr vielseitig und es sind kaum Gemeinsamkeiten zu sehen. Aus den Interviews zu den persönlichen Lieblingsorten lassen sich jedoch Parallelen erkennen, die aus Beschreibung und Erzählung ersichtlich werden.

Forschungsmethoden

Nach einem ersten Dérive durch den Stadtteil Wilhelmsburg wurde sich der Forschungsfrage ‚Was zeichnet einen Lieblingsort aus?' anhand der Erhebung narrativer Interviews genähert. In den umfangreichen Erzählungen wurde erkenntlich, dass zwar räumliche Aspekte des Ortes eine Rolle spielen, jedoch nur durch die sozialen Aspekte und subjektiven Qualitäten sich zu dem Lieblingsort ausbilden. Immer wieder war die Rede von Erinnerungen, Träumen, Erfahrungen, Assoziationen sowie der individuellen Raumaneignung des Ortes. Ohne die sinnlich kognitive und soziale Leistung existiert der Lieblingsort nicht. Aufgrund der darin wiedergegebenen Beschreibungen und Erzählungen entstand eine Liste von Lieblingsorten, die textlich, fotografisch und in Form isometrischer Zeichnungen

abgebildet wurden. Diese dreiteilige Abbildung in Text, Zeichnung und Fotografie sollte ebenfalls dazu dienen, die relationale Anordnung des Raumes - und damit die verschiedenen Eigenschaften, die einen Ort zu einem Lieblingsort werden lassen - darstellen zu können. Das Interviewmaterial wurde mithilfe der Grounded Theory ausgewertet und interpretiert. Dadurch entstand eine Reihe von Kategorien auf die sich die jeweils passenden Zitate zuordnen ließen. Die Kategorien welche einen Lieblingsort auszeichnen lauteten: Aktivitäten am Ort, (Nicht) Alltäglich, Artefakte in der Umgebung, Vergangenes, Ruhe und Entdecken. Die beiden letzteren werden hier näher vorgestellt.

Ein Lieblingsort ist, ...

Auch wenn die im Vorigen abgebildeten Interviews nur ein Stimmungsbild über Lieblingsorte wiedergeben, so lassen sich daraus sehr wesentliche Tatsachen über das Phänomen Lieblingsort ableiten. Lieblingsorte entsprechen einem komplexen Bild, bestehend aus unterschiedlichen und oftmals konträren Komponenten. Dabei sind die in der Interpretation hervorgehobenen Kategorien nicht zwingend eine Bedingung für einen Lieblingsort. Die Zusammensetzung der einzelnen Bestandteile für einen Lieblingsort sind individuell. Dadurch ist es schwierig, von dem einen Lieblingsort zu sprechen, da er erst durch die subjektive Wahrnehmung eines Jeden entsteht. Aus den Interpretationen in Wort und Bild lässt sich jedoch herauslesen, dass diese ‚Orte' eine Insel bilden, die aus für sie typischen Charakteren und Elementen besteht: Dem starken Kontrast aus Natur und Industrie sowie dem Wechselspiel zwischen Ruhe und Lärm.

Ich und die UdN

Autor:
Adrian Judt
Studierender Urban Design

2006
Das erste Mal nach Wilhelmsburg - genauer gesagt ins Reiherstiegviertel - kam ich bereits 2006. Zu Beginn meines Studiums an der HafenCity Universität, damals noch am Standort TU Harburg, wohnte ich ein gutes halbes Jahr auf der Elbinsel, allerdings weniger auf meinen Wunsch. Dieser Umstand war vielmehr den Bedingungen des Hamburger Wohnungsmarkts geschuldet. Da keiner meiner Freunde hier in der Umgebung wohnte, beschränkten sich meine Aktivitäten vor Ort nur auf das Stillen von Grundbedürfnissen wie Einkaufen oder den Weg zur nächsten Bushaltestelle. Aufgrund dieser nicht nur räumlich, sondern auch für mich persönlich sozial isolierten Lage war ich dann nach sechs Monaten froh, im Norden Hamburgs eine Wohnung gefunden zu haben, und verließ Wilhelmsburg.

2010
Vier Jahre später: Im Zuge meines Masterstudiums fand eine Pflichtveranstaltungen in der frisch instandgesetzten Universität der Nachbarschaften statt. Die weniger positiven Emotionen, die damit verbunden waren, den langen und in schlechter Erinnerung gebliebenen Weg nach Wilhelmsburg zurückzulegen - und das nur für ein Seminar - färbten sich auch auf die UdN ab. Dieser Ort war somit für mich nicht viel mehr als ein beliebiges, halbfertiges Universitätsgebäude auf der anderen Seite Hamburgs. Eine kalte, im Rohbau befindliche Hülle, in der man vorlesungsplanbedingt an einer Lehrveranstaltung teilnehmen musste.

2011
Mit dem Beginn eines Forschungsprojektes begann dann jedoch ein langsamer Wandel. In einem Projekt mit meinen Kommilitoninnen Lene Benz, Katharina Böttger und Kathrin Dröppelmann beschäftigten wir uns mit den „Lieblingsorten“ der Bewohner Wilhelmsburgs. Dazu führten wir zahlreiche Interviews mit Passanten und Bekannten aus Wilhelmsburg, die uns über ihren persönlichen Lieblingsort berichteten. Nachdem wir die Interviews geführt und ausgewertet hatten, machten wir uns auf die Suche nach diesen Orten, um dort unsere Eindrücke in Skizzen festzuhalten. Im Rahmen dieses Projekt lernten wir sehr viel über die unterschiedlichen Bewohner Wilhelmsburgs und über ihre Eindrücke und Wahrnehmung der Elbinsel. Durch die daraus resultierenden (Wege)Beziehungen wurde die UdN für uns zur zentralen Basis, von der aus wir unsere Forschungsgänge organisierten und unser Material bearbeiteten. In der praktische Ausführung war dies natürlich damit verbunden, dass wir uns im Forschungsteam für das Arbeiten in der UdN verabredeten. Somit kamen wir auf Eigeninitiative an die UdN, und wurden nicht „lehrplanmäßig“ dazu gezwungen. Am wichtigsten waren dabei allerdings die vielen kleinen, alltäglichen Dinge wie das Zubereiten von Kaffee, das Einkaufen und das gemeinsame Kochen in der UdN. Erst durch solche an sich banalen Alltagshandlungen entwickelte sich ein erster persönlicher Bezug

zur UdN.

2012
Mit der Rückkehr von einem Auslandssemester kam ich nicht nur zurück nach Hamburg, sondern auch wieder zurück zur UdN und in das Reiherstiegviertel. Dort nahm ich teil am „Wilhelmsburg Orchestra“, einem Seminar als Improvisationsorchester aus Studierenden. Die UdN diente hierbei als Proberaum, von wo aus verschiedene Gigs im öffentlichen Raum wie dem Stübenplatz oder in einem Waschcenter in der Georg-Wilhelmsstraße gespielt wurden. Nur durch die aktive Teilhabe bzw. Teilnahme an der UdN erkennt man das ihr immanente Potential, dass die UdN zu etwas Außergewöhnlichem macht. Nach dem Motto „von nichts kommt nichts“ müssen sich die jeweiligen Akteure auf ihre Umgebung einlassen und aus dem Prozess heraus eine Gestaltung entwickeln.
Im Sommer 2012 intensivierte sich dann mein Bezug zur und noch einmal. Durch das Baucamp des IKP-Seminars Baumhäuser war die UdN nicht mehr nur Stützpunkt für Feldforschungen und Interventionen in Wilhelmsburg, sondern das Gebäude selbst wurde zum Bestandteil des Projektes. Mit der „heißen“ Organisationsphase im Vorfeld wurde die UdN zum Organisationsbüro und Materiallager. In dem darauf folgenden Sommer-Baucamp realisierten wir mit Kindern aus Wilhelmsburg und Studierenden der HafenCity Universität sowie internationalen Gästen verschiedene Baumhäuser im Rotenhäuser Park und auf dem Grundstück der UdN. Dabei wurden die Räumlichkeiten immer wieder als Werkstätten und für Bastel-Workshops temporär umgenutzt. Die Arbeit in und mit dem Gebäude der UdN fand von morgens bis abends statt, sodass meine eigentliche Wohnung nur noch als Schlafstätte genutzt wurde und das Leben während dieser Zeit gänzlich an der UdN stattfand. Durch diese extreme Inanspruchnahme des Gebäudes zeigten sich viele Qualitäten, die zuvor nicht wirklich von Bedeutung gewesen waren. Insbesondere durch das Öffnen der großen Fensterfronten zum Park wurde das Gebäude zu einem durchlässigen Körper, der durch die zahlreichen Aktivitäten und Bewegungen in und um das Gebäude mit seinem Umfeld verschmolz. Durch diese Fülle an Aktivitäten und die große Offenheit des Gebäudes kam ich auch öfters beiläufig mit Passanten in Kontakt, die das Gebäude von früher kannten und nun interessiert daran waren, was hier geschah. Ein weiter Schritt folge kurze Zeit später durch meine Teilnahme an dem internationalen Forschungsworkshop „Neighborhoods“. Für zehn Tage wohnte und arbeitete ich zusammen mit 20 Gastforschern aus Europa und Ägypten in der UdN, von wo aus wir unsere unsere Forschung auf der Veddel koordinierten. Auch wenn die Phase des Wohnens an der UdN sehr kurz war, hinterließ sie doch einen erheblichen Eindruck. Das Gebäude wurde gemeinschaftlich genutzt, nicht nur als Arbeitsplatz, sondern als wirklichen Lebensraum, der durch die alltäglichen Abläufe eine gänzlich andere Wahrnehmung generiert. Die UdN - mein Zuhause, zumindest für zehn Tage und zehn Nächte. Hinzu kam, dass jeden Tag Kinder an die UdN kamen, um in den von uns gemeinsam mit den Kindern gebauten Baumhäusern zu spielen. Man wurde auch weiterhin von den Eltern der Kinder gegrüßt. Das Gefühl von bekannter Nachbarschaft verstärkte sich.

2013
Den vorläufigen Höhepunkt in meinem Wirken an der UdN ist für mich die Mitarbeit an dem Projekt „Hotel Wilhelmsburg“. In den mehrwöchigen Bauworkshops

gingen wir noch einen Schritt weiter als im Sommer-Baucamp des Projektes Baumhäuser: Wir begannen mit der Transformation der bestehenden Gebäudestruktur. Die Beschaffung der Baumaterialien erforderte weiterhin einen intensiven Umgang mit ganz unterschiedlichen Akteuren in Wilhelmsburg und verstärkte den Kontakt mit den Menschen aus dem Viertel. Hinzu kam die kontinuierlich gestiegene Intensität der Nutzungen in der UdN durch die dort wohnenden Künstler, Praktikanten und Projektbetreuer, sodass sich die UdN zu einem offenen und kommunikativen Raum entwickelt hat, der sich in einem noch nicht beendeten Entwicklungsprozess befindet. Wie Benjamin Becker einmal treffend formulierte, folgt die Performance des Gebäudes dem Programm der Nutzungen. Die UdN ist kein Universitätsgebäude mehr, sie ist sogar mehr als ein Treffpunkt geworden. Für mich wurde die UdN zu einem Prozess, den ich aktive mit gestalte. Insbesondere durch Projekte wie das Restaurant und das Hotel wurde für mich die UdN zu einem Treffpunkt außerhalb der regulären Hochschulveranstaltungen. Die UdN wurde für mich zu einem Treffpunkt zum Bauen, zum Diskutieren, um Menschen und Kulturen kennen zu lernen, zu einem Raum der Möglichkeiten. Durch meine vorangegangenen Erfahrungen mit der UdN hat sich mein Verständnis und mein Umgang in und mit der UdN soweit geändert, dass ein Besuch in der UdN immer mehr zu einer Art „Besuch bei Freunden“ wurde. Ich würde sogar soweit gehen, mich selbst als Teil der UdN zu verstehen. Aus meiner ehemals eher negativ geprägten Haltung entwickelte sich ein persönlicher Bezug, der sich über die unterschiedlichen Formate hin immer wieder wandelte und die UdN für mich zu einer Institution werden lies.

2014
Auch der abschließende Teil meines Studiums, die Masterthesis, beschäftigte sich mit der UdN. In einer gemeinschaftlichen Arbeit mit Maja Momic, einer Architekturstudentin aus Venedig, entwarfen wir ein Konzept für die Folgebebauung nach dem Ende der UdN. Im Sinne des „embedded research“ sowie Aktionsforschung arbeiteten wir die besonderen Eigenschaften der UdN heraus und überführten diese in ein Gebäudekonzept für eine Neubebauung. Basierend auf dem Verständnis des relationalen Raumes (Löw) entwickelten wir somit ein Case Study Gebäude, welches eine neue Form des sozialen Wohnungsbaus in den Diskurs des Urbanen Wohnens bringt. Inhaltliche Schwerpunkte dieser Thesis liegen auf Ermöglichungsarchitektur sowie gemeinschaftliches Wohnen oder auch kostengünstige Bauformen und insbesondere partizipative Strategien und Raumaneignung.
Somit hat sich am Ende meines Studiums noch einmal die Möglichkeit ergeben, mich intensiv mit der UdN zu beschäftigen und eine eigenständige Reflexion dieses Raumes für mich und meine zukünftige Arbeit(sweise) vorzunehmen.

++++++++++++++++++
Autorin:
Maja Momic
Praktikantin & Studentische Mitarbeiterin Universität der Nachbarschaften & UdN-Bewohnerin

In the end of January 2013, I came to Hamburg or for that matter to Germany for the first time with the intention to complete my three-month long internship at

the University of the Neighbourhoods, go back to Italy by May and conclude my Master in Architecture. At least that was the plan. Later on, I learned to rely less on planning and predetermined objectives. Instead I acknowledged how great things can thrive out of the process and its performance.

January 2013
Two girls came to pick me up at the main station with a bizarre vehicle - a run-down yellow VW Bulli with an extremely loud tune. One of them had to sit at the back on top of some exhibition panels as I was kindly offered the front seat. Our first stop was a gas station, where we were put to mockery by accidental passer-s-by as three stupid women who were incapable of closing the gas tank. Thank you, bulli! After winning the fight with the bulli (but not the war, as it turned out later) we drove across the Elb Bridges onto the island until we finally arrived at a gloomy courtyard with a shabby old house.
Is this the place???
Oh, I´ve seen those DIY perforated window shutters on photographs before!

February 2013
Who are you?
Where do you come from?
What are you doing here?
What is your deal???
Some of the questions people started to ask after realising I was sticking around for more than just a few days. I asked myself the same questions. I was told to observe the ongoing projects and find my own place, invent my own deal within the the whole thing. Although I felt rather confused in the beginning, it proved to be a rewarding approach.
The project is conceived as a structurally open process. In the first place, there are no predetermined architectural or economic outcomes - it is an ongoing making-of. Furthermore, it is an open flow, a throughput of people and ideas. It offers a chance to everyone (no matter how short they stay) to make a contribution by whatever they are good at: by telling a story, crafting a chair, harvesting some bricks, performing a theatre play, cooking a meal, or simply by giving a damn or caring about the place.

March 2013
Within only one month of my internship, I was able to say I had drawn some architectural plans, designed a little corner of the “Hotel?”, learned a bit about German building laws and fire protection, talked to building authority officials, given guided tours to international guests, harvested some paving stones, built scaffolding and capsules out of recycled materials,... but what is most valuable, I had the privilege of meeting many outstanding people and getting in touch with some extraordinary ideas.
I came to the University of the Neighbourhoods with no particular preconceptions or expectations, but even if I had very high ones, this experience would have certainly exceeded them.

April 2013
One of the exceptional people I was able to meet thanks to the UdN is Adrian

Judt, an Urban Design student with whom I worked on designing and building a “Hotel?” capsule. This first joint action prompted a reflection about the potentials of the UdN, leading to the idea for a collaborative masters thesis. Driven by the question “What comes after the UdN?” we elaborated an alternative scenario for a new development in order to locally convey the knowledge accumulated during the project. The new proposal for the site follows the idea of living as a superposition of different programmes and activities, allowing interaction of a variety of actors.
The masters thesis adventure started in April and evolved day by day both by learning from the activities of the UdN and being active participants of its programmes.

June 2013
With the completion of the terrace and the arrival of the first sunny days, the building would get extended towards the park by simple action of removing polycarbonate windows. This would completely change the orientation of the building, making it more porous and inviting to the neighbours and passers-by, enabling the activities that usually take place in the events room and kitchen to expand outdoors. The terrace and the park would hence become a living room, an event space, a dining room, a classroom, a stage. This new spatial setting has even inspired us, students and residents, to start a Sunday´s Café, allowing us to interact with the neighbourhood and try out different spatial configurations. Every time a new lesson was learned about the influence of the architecture on human activities, and the influence of human activies in forming architecture. In the evening, the windows would be put back in their place closing the UdN off from the park.

October 2013
I was about to leave Hamburg after finishing the thesis, but it felt like my UdN journey did not have to end there. There were still things I could learn from the project and ways I could contribute to it thanks to the knowledge and experiences I had gained throughout the previous months. UdN´s charm lays in its contradictory nature of being on the one hand a familiar place, a home and a gathering point of friends and on the other hand a constantly changing place, teeming with various activities and new interesting people with many diverse backgrounds.

2014?
The building is going to be demolished in March. I have known it since I arrived, that was the deal between the city and the university. But I guess I never really realised the fact until the demolition company came. Now there is a precise calendar of deconstruction activities. It is really happening. However, UdN would have never become what it is today if it was not for its ephemeral character. As an architect, I treasured it as a tool to test spatial variations, a construction playground, an open experimental setting that enabled improvisation and surprising solutions to take place. Moreover, it is real-life proof that there‘s more to architecture than just form and function, by virtue of putting people in the first place: it is made with people and for people.
Furthermore, now that the end is approaching, it is not about clinging to

emotional values and trying to keep the physical structure at any cost, but rather reflect on the lessons learned and have a say in the future development of the site. Although the UdN is specific to Wilhelmsburg, its ideas and the generated knowledge can inspire similar projects elsewhere.

Log 5

Autor:
Benjamin Becker

Nach dem Auszug aus dem
UdN-Bautagebuch vom 26.05.2010

Protokollant: H. Vers
Temperatur: 20°C / Wetter: regnerisch
Bauteam: Kristina, Hanna, Romano, Nico
Eingesetzte Maschinen: Bosch-Schlagbohrer, Stemmhammer, Brechstange
Ausgeführte Arbeiten: Wände im Flur zur Wohnung wegstemmen (Menge: 2, Fertigst: 18.00 Uhr), Schutt abtragen, Weiterstemmen mit Mr. B.
Baustoffe: -
Bemerkungen: Die Berserker-Jungs haben frei. Frau Lorenzen hat Knöchel umgeknickt.

Stemmen

“Eigentlich wollen wir stemmen“, antworten Hannah Vers und Kristina Lorenzen auf die Frage, welchem Bauteam sie sich anschließen wollen. Kein Problem. Wände, die abgebrochen werden müssen, gibt es an der UdN im Mai 2010 nach wie vor in ausreichender Anzahl. In die kleinteilige Amtsstubenarchitektur des ehemaligen Gesundheitsamtes sollen Löcher, Schneisen, Öffnungen geschlagen werden. Wo sich zuvor kleine und kleinste Untersuchungszimmer und Umkleidekabinen verschachtelt aneinander reihten, muss der Raum nun offener, durchlässiger werden, sich unterschiedlichen Funktionen und Funktionsüberlagerungen öffnen. Darauf zielt ein Großteil der bereits erfolgten und noch geplanten baulichen Maßnahmen: durch Rückbau räumliche Potentiale freilegen. Dem vertraglich vereinbarten, späteren Abbruch des Gebäudes wird konstant vorausgegriffen. Mit dem “Bauen“ an der Universität der Nachbarschaften ist eigentlich ein permanenter, qualifizierender Rückbau des Bestands gemeint. Gleich der erste größere Bauabschnitt macht die Vorgehensweise deutlich: Teile der Decke und des Dachs in unmittelbarer Nähe zum Haupteingang werden abgebrochen. Es entsteht das großzügige, lichtdurchflutete Küchenfoyer. Durch gezielten Rückbau einzelner, weniger Elemente öffnet sich die geduckte Architektur in die Vertikale. Später wird hier, an zentraler Stelle, dem Ort an dem sich alle Wege im Gebäude kreuzen, an dem bereits gemeinsam gekocht und diskutiert wird, mildes Licht durch ein transluzentes Atriumdach fallen, auf dem sich das Schattenspiel der angrenzenden Parkbäume abzeichnet.

Jetzt, im Mai 2010, ist viel Fantasie nötig, um das zu erahnen. Der Hamburger Regen fällt unaufhörlich durch die Deckenöffnung ins Gebäude und sammelt sich in schlammigen Pfützen auf dem Betonestrich. Aus dem südwestlichen Gebäudetrakt dröhnt das ohrenbetäubende Hämmern des Schlagbohrers. Hannah und Kris-

tina haben sich längst dem Team von Nicolas Wolter und den Berserker-Jungs angeschlossen und bearbeiten ohne Unterlass die Wand eines langestreckten Flurs, der einem Workshop- und Ausstellungsbereich weichen soll. Kostenloses Workout, nennen sie das.

Später dann, irgendwann im Sommer, als längst internationale Studierende einer Summerschool die freigestemmten Workshopräume in Beschlag genommen haben, trudelt ein Paket im Büro des Fachgebiets Urban Design ein: Hanna und Kristinas Dokumentation ihrer Baustellenerfahrung. Ein gestrickter Bosch-Schlagbohrer, detailgetreu mit Kabel, Netzstecker, und Meisel aus Wolle und Watte. Der „Kuschelhammer“, für die langen, erschöpften Nächte, in denen das Vibrieren in Armen und Beinen nicht nachlassen wollte, in denen einen gleichzeitig aber auch die Sehnsucht nach der Baustelle, dem nächsten UdN-Workout, der nächsten abzubrechenden Wand nicht einschlafen ließ.

3 x International Summer School

Autorin:
Renée Tribble
Wissenschaftliche Mitarbeiterin
Fachgebiet Städtebau & Quartierplanung, HCU Hamburg



Vom Leben und Arbeiten auf der Baustelle zum

internationalen Workshop im Quartier

Was können wir in zwei Wochen an Fähigkeiten für die Ausbildung von Stadtplanern, Städtebauern und Architekten vermitteln? Wie kann das erlangte Wissen angewandt und auf seine Wirksamkeit in der Praxis ausprobiert werden? Wie beschreiben wir die Schnittstelle zwischen universitär erlangtem Wissen und urbaner Realität?

Dies sind Fragen, die sukzessive im Laufe vom drei Internationalen Summer Schools (ISS) in der Universität der Nachbarschaften (UdN) entstanden, die sich uns stellten und den Teilnehmern gestellt wurden. Doch neben der Didaktik, der Lehre und dem Wissen steht auch das Gebäude der UdN – oder besser das Konzept UdN in seinem jeweiligen Aggregatzustand. Ein Hüllwerk, das in ständiger Transformation jedes Jahr in einem anderen Zustand und zu anderen Nutzbarkeiten wie auch Interaktionen geführt hat. Die UdN ist immer eine situative Momentaufnahme, die so wie sie ist das Geschehen im inneren und um sie herum beeinflusst. Wie hat sich dieses Moment auf drei Jahre Internationale Summer School ausgewirkt? Auf jeweils zwei Wochen im August? Auf jeweils knapp 20 Teilnehmer von Amerika über Europa bis Russland? Und nicht zuletzt – wie hat sich die Nachbarschaft, wie hat sich Wilhelmsburg unseren Augen in diesen Momentaufnahmen gezeigt?

Der Blick von außen war ein wichtiges Charakteristikum der Internationalen Summer Schools. Der unvoreingenommene, aber doch geschulte Blick im Quartier, die unbefangene Interaktion vor Ort und mit den Bewohnern, den Menschen auf der Straße und Nutzern der Plätze, das Entdecken verwunschener und verborgener Orte. Es ging um „urban trans_formation and meta_morphosis“ in Wilhelmsburg (ISS 2009), um „Intercultural Living – Economies of Change“ (ISS 2010) und „Climate Cultures oft the Everyday” (ISS 2011). Und ebenso ging es darum, das Gebäude – die Ruine, wie die Teilnehmer der ersten ISS die Mauern schnell nannten – wohnbar zu machen und zu beleben.

„Leben und arbeiten auf der Baustelle“ war das Motto der ersten Summer School: Für fließendes Wasser musste morgens ein Standrohr gesetzt werden, von dem ein angeschlossener Gartenschlauch Wasser in die Küche brachte, die Duschwanne war leider nicht als Waschbecken nutzbar, aber als Gemüselagerstätte unverzichtbar. Ein Klo konnte funktionsfähig hergestellt werden, die Beleuchtung im Klo blieb ein Baustrahler. Geduscht wurde in der Turnhalle der Grundschule nebenan – dort wo heute das Sprach- und Bewegungszentrum steht. Es roch alt und modrig, nach spätestens einer Stunde war die feuchtnasse Kälte in alle Glieder gedrungen, Abhilfe schaffte ein Baulüfter, der wiederum so laut war, dass man ihn nur bedingt benutzen konnte – auf jeden Fall nicht, wenn man arbeiten wollte. Mittagsessen wurde geliefert, der erste Grill war ein umgebauter Einkaufswagen und die Herausforderung des Abendessens bestand darin, aus den unzähligen überzähligen Toastbroten, Tomaten und Sellerieknollen der Wilhelmsburger Tafel leckere Menüs zuzubereiten, bevor diese Schimmel ansetzten.

Zu Beginn waren die Internationalen Summer Schools einschneidende Termine im

Curriculum der UdN, zu dem ein bestimmter (baulicher) Stand erreicht sein musste. Waren es zunächst (unzerstörbare) Fenster und ein gedämmter Fußboden im Bereich der Schlafräume, so waren es im zweiten Jahr bereits die Duschen und eine offene Küche und im dritten Jahr der Dacheinschnitt, herausnehmbare Öffnungen zum Park und eine Heizung. Hinzu kam eine immer bessere ausgestattete Küche, das Geschirr musste nicht jedes Mal ausgeliehen werden und lokale Produzenten lieferten die Grundnahrungsmittel. Mehr und mehr Komfort – obwohl das Haus sich im ständigen Rückbau befand.

Mit der Öffnung des Gebäudes ging auch eine sukzsessiv ansteigende Interaktion mit der Nachbarschaft einher. Sowohl in den Projekten als auch in der täglichen Interaktion. Eine sich ständig selbst überschreibende Programmierung der UdN durch unterschiedliche Formate und sich verankernde wie temporär andockende Nutzungen schufen dafür die Grundlage. Von der Nachbarschaftsküche durchs Küchenfenster zum Park, über die Nachbarschaftsfeste auf der dem Küchenfenster vorgelagerten Terrasse bis zum gemeinschaftlichen Kochen unter dem transluzenten Dach und das plötzlich sichtbar werdende Innenleben der UdN durch die mit Folie bespannten Fenster, die schließlich zu festen aber herausnehmbaren Rahmen wurden, die das Geschehen im Inneren transparent in den Park hinaus tragen.

Die Kinder des ersten Baumhausbauens halfen in der sich anschließenden Summer School den Begrüßungskuchen zu backen, ein Jahr zuvor wurden ISS Teilnehmer aktiver Teil des Theaterstücks „In my Room“ von Katharina Oberlik – mit dem Effekt, dass die Jugendlichen aus dem Projekt noch nach der Abreise aller Teilnehmer im Gebäude vorbei schauten und beim Verstauen von Kisten auf dem Dachboden halfen. So sind zahlreiche Bilder entstanden – und vielleicht lässt sich anhand von Bildern die Vielzahl der besonderen Momente ausschnitthaft am besten beschreiben.

Als erstes das Bild des Kochens - alle Teilnehmer von oben in der Küche lachend fotografiert. Die Küche als Herzstück jeder Summer School. Und das Bild von Christopher Dell und der Wand, die heute noch nicht überstrichen ist. Sein Vortrag über Improvisation in einer rasenden Geschwindigkeit, so dass während seines Vortags oder besser des Action-Writings alle fasziniert den komplexen Zusammenhängen folgten, wie sie sich da an der Wand ausbreiteten, und schon nach einer Stunde kaum jemand die einzelnen Abzweigungen und Kehrtwenden in diesem Labyrinth hätte nachfahren können.

Das Bild mit den offenen Fenstern vom Park, während des Vortrags von Peter Schwehr, in dem sich die Parallelität unterschiedlicher Lebenswelten so deutlich abzeichnete. Drinnen das Bild Darwins projiziert zu einem Vortrag über die Anpassungsfähigkeit von Gebäuden, erforscht in einem hoch dotiertem Schweizer Labor, und draußen die Kinderwagen, Schulkinder, junge Mütter und alten Frauen mit Kopftuch, die vorbeilaufen. Sonnenstrahlen brechen durch das dunkelgrüne Laub der uralten Bäume im Park. Die UdN ein Ufo? Was machen diese Menschen hier eigentlich, die im schönsten Sonnenschein ihr Haus zum Park öffnen, aber selbst nur mit Kamera, Laptop und Aufnahmegerät rausgehen?

Das Bild von Larissa, wie sie allein hinter der UdN mit ihrem Rechner sitzt. Im Jahr der allerersten Summer School, in der das Wetter zum Glück mitspielte, und ohne Heizung und fließend Wasser arbeiten und leben in der UdN improvisiert wurde. In der wir noch recht klassisch die „open spaces“ in Wilhelmsburg erkundeten und „unentdeckte“ Qualitäten an allen Orten entdeckt werden konnten. Wie wir uns für ein Picknick durch die Büsche schlugen und wie Schatzsucher Wasserturm und Reiherstiegknie auffanden, Wertsachen im Baucontainer einschlossen und Fenster und Türen bei Verlassen des Hauses mit Brettern sichern mussten. Ohnehin kam man sich bei der Vorbereitung der Summer School in den ersten beiden Jahren wie Action-Helden vor, Akkuschrauber in beiden Händen, Schrauben und passende Bits zwischen den Zähnen, sich durch eine zurückgeschnittene aber eher agent orange entlaubten gleichenden Wildnis schlagend, Riesenspinnen tötend, um Fenster und Türen der Basisstation von ihren Holzverschlägen zu befreien und den Gästen ein herzliches Willkommen in einer hellen, lichtdurchfluteten UdN zu heißen.

Das Bild des Schlafplatzes, Feldbett links, Lampe rechts und offener Koffer dazwischen. Als einziger Komfort der neue Boden, der kurz zuvor mit den Leuten von Arbeiten und Lernen Hamburg eingezogen wurde, und das trotzdem eine gewisse private Atmosphäre von Wohnen zeigt. Nach wie vor bin ich erstaunt, dass die 17 Teilnehmer damals nicht der UdN ihren Rücken kehrten, als sie im August 2009 nach langen Anreisen erkannten, dass sie in diesem Gebäude schlafen und arbeiten sollten.

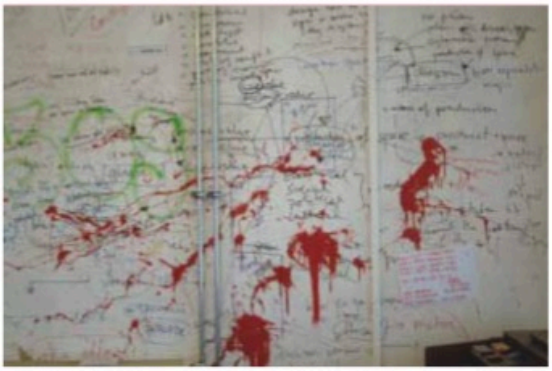
Ganz ohne Zweifel auch der Luftaufsicht-Bus, orange mit Warnleuchte. Mit ihm hatte man immer Vorfahrt, alle hielten einen gewissen Sicherheitsabstand, weil sie die Aufschrift nicht so recht einzuordnen wussten. Hunderte Fahrten zwischen City Nord, Averhoffstraße, THW Harburg und Marktkauf Wilhelmsburg. Tage, die wir damit verbracht haben, alles zum Wohnen, Leben und Arbeiten Notwendige in die UdN zu bringen und anschließend wieder zurück. Plus unzählige Stunden, die UdN von Baustelle in Wohnstätte umzuwandeln, wenn selbst der Industriestaubsauger nach 10 Minuten streikte.

Das Bild von Ton Matton und Maria, Sofia und Guadalupe, wie er mit ihnen das Ergebnis ihrer ersten Ausstellung diskutiert. Marias Gruppe wunderte sich, wie auch eine Gruppe im Vorjahr, warum die großzügigen grünen Zwischenräume nicht genutzt wurden, warum war da nie jemand, warum nutzten die Menschen nicht diese tollen Wiesen? Soviel grün mitten in der Stadt empfanden sie alle als Luxus, derartige Zwischenräume gab es bei ihnen zuhause nicht. Mit Umfragen „es gefällt mir nicht“ und „es gefällt mir“ erkundigten sie sich nach den Wünschen der Anwohner und suchten nach Ursachen dafür. Sie beobachteten, fragten, stellten Thesen auf und gingen zu deren Überprüfung in die Nachbarschaft. Kleine Interventionen wurden aufgebaut und die Reaktionen analysiert. Hatte die Intervention einen Einfluss auf die Art und Nutzung des Ortes? Hatte sich etwas verbessert? Die Thesen wurden überprüft, modifiziert und neu auf die Situation appliziert. Aus der Serie von Aktion – Reaktion – Interaktion generierte die Gruppe das Wissen für ihr Konzept.

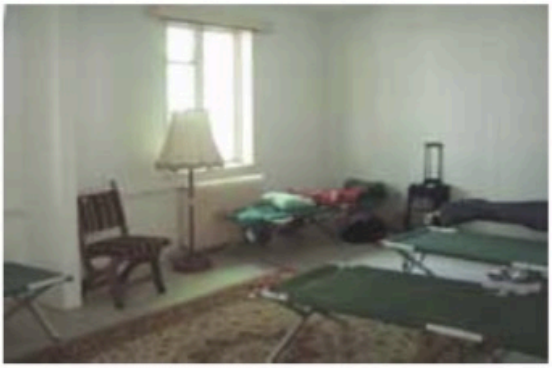
Zwei Teilnehmerinnen der ersten Summer School hatten beschlossen, dieses

Erlebnis mit der Teilnahme an der nächsten Summer School fortzusetzen. Durch ihre zweite Teilnahme waren Maria aus Italien und Larissa aus Russland in den Praktiken geübt und gaben ihr Wissen an die übrigen Gruppen weiter. Maria entschied sich dann an der HCU zu studieren und kehrte als Austauschstudentin im Master „zurück“. Die begeisterten Teilnehmer der zweiten ISS schlugen vor, die ISS in der UdN auf der ersten Biennale de Spacio Publico in Rom 2012 zu präsentieren. Vorschläge für die beiden Ausstellungsplakate wurden von fünf untereinander vernetzten Teilnehmern aus den USA, Mailand und Venedig ausgearbeitet. Daraus wiederum resultierte die Teilnahme einer jungen Absolventin aus Venedig an der nächsten Summer School.

Am Ende von drei Jahren ISS waren wir uns sicher welche Themen in zwei Wochen in Wilhelmsburg auftauchen würden. Von Jahr zur Jahr verlagerte sich der Anteil der Arbeiten von räumlichen über strategische hin zu experimentellen Projekten. Die Versuchsanordnung leben und arbeiten auf der Baustelle ist längst zu einem funktionierenden Grundbestandteil der UdN geworden. Noch heute bin ich jedes Mal fasziniert, wie sich die UdN wieder gewandelt hat, wie abhängig die Stimmung und Atmosphäre von den jeweiligen Nutzern und Nutzungen ist – wie offen und wie geschlossen dieses Haus im Stadtteil wirken kann. Ton Matton sagte einmal während der zweiten Summer School zu den Teilnehmern: Ihr seid die Hausherren – und also auch die Gastgeber, heißt eure Gäste willkommen.








LUFTAUFSICHT





Interkulturelles Fußballturnier

Autor:
Lukas Grellmann
Studierender Urban Design

Das Interkulturelle Fußball Turnier wurde im Rahmen des Seminars „Interkulturelle Praxis“ im Sommersemester 2010 von Studierenden der HCU in Zusammenarbeit mit dem Kunst- und Sportverein Hamburg entwickelt. Der Kunst- und Sportverein ist Teil des Projekts „Sidewalk Deli“, welches sich unter kuratorischer Leitung von Jan Holtmann auf künstlerisch-diskursive Weise mit öffentlichen Räumen und den Entstehungs- bzw. Wirkungsweisen von Öffentlichkeit beschäftigt.



Wir bedienen uns aus gegebenem Anlass der Fußball-WM in Südafrika und stellen uns der Frage, wie wir vom Fußballspielen ausgehend eine geeignete Form des Fußballspielens entwickeln können, die uns hilft, mit der Stadt und seinen Akteuren in Beziehung zu treten. Dieses In-Beziehung-Treten ist zunächst offen formuliert, folgt keiner vordefinierten Zielsetzung und lässt so Spielraum für Ideen und Experimente. Im Laufe des Arbeitsprozesses entwickelt sich immer mehr eine konkrete Idee für ein performatives Format, welches Akteure und Stadtraum in Beziehung treten lässt. Dieser Prozess von seinen ersten zaghaften Überlegungen bis hin zu seiner performativen Anwendung in Form eines interkulturellen Fußball-turniers ermöglicht es uns durch die angewandte Praxis mehr über die städtische Praxis zu lernen.

Testphase: Regler: Min - Max

Wir wählen einzelne der gesammelten Fußball-Elemente aus und experimentierten mit einem “Regler-System”. Wir fragen uns was passiert, wenn wir einzelne Elemente maximieren oder sie minimieren. Verändert sich das Spiel dadurch, welches sind die Veränderungen? Was können wir aus diesen Erkenntnissen lernen und welche weiteren Fragestellungen lassen sich aus unseren Erkenntnissen ableiten?
Wir fragen uns, was passiert, wenn wir das Fußballspiel in Bezug auf Größe, Material und Gewicht des Balls variieren. Verändert sich die Art des Fußballspielens beispielsweise bei einem extrem kleinen Ball im Vergleich zur gängigen Ballgröße? Antworten auf diese Fragen lassen sich nur durch ein praktisches Experiment ermitteln: Die Seminargruppe trifft sich also zum gemeinsamen Fußballspielen auf dem Schulhof.

Zunächst proben wir das andere Extrem, wir spielen mit einem überdimensionalen Ball, einem Gymnastikball, ein Fußball, der aufgrund seiner Größe (Durchmesser ca. 70 cm) und Materialität ein ganz anderes Spielerlebnis ermöglicht. Die Größe des Balles, bei gleichzeitiger Leichtigkeit des Materials und seine Elastizität vermitteln große Spielfreude, auch wenn die Ballkontrolle schwierig bleibt. Interessant ist die Außenwirkung des großen Balles, Fremde sprechen uns an und wollen mitspielen. Der große, leuchtend rote Ball ist eine Attraktion.
Okay, der Ball ist ein Highlight, aber welches sind die anderen Faktoren, die für die plötzliche „Attraktivität“ des Spiels sorgen? Zum einen proben wir diesmal nicht auf dem Schulhof, sondern in einem öffentlichen Park, und die Leute hier scheinen offen für neue und aufregende Formate der Freizeitbeschäftigung. Der Park erfüllt jedoch auch durch sein großräumiges Flächenangebot und die Abwesenheit sensibler Objekte, wie Auto- oder Fensterscheiben die Grundvoraussetzungen für ein unfallfreies Fußballspiel.

Wir begeben uns nach Wilhelmsburg um dort nach weiteren Antworten auf unsere Fragen zu suchen. Stärker als zuvor rücken die jeweiligen Spielorte in den Fokus unserer Experimente, d.h. Spielformate entstehen nicht mehr nur durch einen bewussten Regelbruch, sondern sie orientieren sich verstärk an den räumlichen Gegebenheiten vor Ort und entwickeln sich als direkte Reaktionen auf den vorgefundenen Stadtraum. Die Orte unsere Experimente sind nicht zwingend Fußballplätze, sondern können beliebige Orte in Wilhelmsburg sein; der Stadtraum wird zum Teil des Experiments.

Für den überdimensionierten roten (Gymnastik-)Fußball erweist sich schließlich ein Containerterminal als idealer Spielort. Die Größe des Balls und die eindrucksvolle Kulisse bestehend aus aufeinander gestapelten Containern bestärken sich in ihrer Ästhetik gegenseitig. Die Asphaltfläche zwischen den Containern bildet ein ideales Spielfeld, während einzelne der massiven Container sich als Tore nutzen lassen und ihr Ensemble eine Kulisse bildet, die an ein Stadion erinnert.

Wir kommen bei der Soulkitchenhalle vorbei (bekannt aus Fatih Akins gleichnamigem Film). Dies scheint ein aufgrund seiner Geschichte und heutigen Rolle für die Wilhelmsburger bzw. Hamburger Kulturszene interessanter Ort zu sein. Doch

was hat dieser Ort mit Fußball zu tun? In der Soulkitchenhalle finden Konzerte und Partys statt. Wir befinden uns also an einem Ort, der in der Regel erst abends, also wenn es dunkel ist, seinen Charme so richtig entfaltet und die Leute mit der Aussicht auf Musik, Tanz und ein wenig Industriehallen-Flair anlockt. Wir beschließen nach Absprache mit dem Soulkitchenbetreiber Matthias Lintl, die Halle abzudunkeln und hier Fußball allein bei Stroboskoplicht und mit einem fluoreszierenden Ball zu spielen. Disko-Fußball. Die Sichtbarkeit von Spielern, Spielgerät und Spielfläche scheint ein ungeschriebenes Gesetz für sportliche Aktivitäten im Allgemeinen zu sein, dass uns bis zu diesem Zeitpunkt noch nicht in den Sinn gekommen war und mit dem wir umgehen wollen. Die Frage nach der Sichtbarkeit und die stets vorausgesetzte optische Differenzierbarkeit zweier gegeneinander spielender Teams inspirieren uns daher zu einem weiteren Fußballformat: Zwei Mannschaften treten gegeneinander an, doch alle Spieler sehen gleich aus, alle tragen Maleroveralls und Gesichtsmasken. Die Spieler sind optisch, abgesehen von ihrer Statur, kaum noch zu unterscheiden. Lautes Schreien und Rufen: “Michael, hier bin ich doch!” - “Wo wo?” - “Mensch, hier drüben!” - “Scheiße, so kann man doch nicht spielen.” - “Es ist so heiß, wer hat sich das denn ausgedacht?”

Interkulturelles Fußballturnier

Für ein Turnier braucht es Teilnehmer und natürlich auch Zuschauer. Wie lassen sich also Teilnehmer und Zuschauer für ein unkonventionelles Fußballturnier werben? Unser Anliegen ist es außerdem, Teilnehmer aus Wilhelmsburg für das Turnier zu gewinnen. Wir wollen gemeinsam mit ihnen erfahren, wie es ist, vordefinierte Orte in einen neuen Kontext zu rücken, bekannte Regeln des Raums bewusst außer Kraft zu setzen und diese durch die eigene Praxis neu erfahrbar zu machen. Es braucht unkonventioneller Marketingwerkzeuge! Aufmerksamkeit! Wir haben einen großen roten Fußball. Der hat sich bereits als “Hingucker” bewährt. Man kann uns also sehen, aber man kann uns noch nicht hören. Gesagt getan, ein Soundsystem muss her. Ein Generator wird samt Verstärker und Boxen auf eine Schubkarre montiert, ein Werbeposter angebracht und los geht es. Die Reaktion auf der Straße gehen von verhalten über amüsiert bis hin zu zurückhaltender Unterstützung. Neben direkten Absagen für eine Teilnahme erhalten wir unverbindliche Zusagen für einen Besuch des Turniers am genannten Datum. Wir versuchen es also bei verschiedenen Sportvereinen und denken uns, hier müssten wir doch auf die Fußballbegeisterten des Stadtteils treffen ... Die Jugendlichen können sich jedoch unter den von uns beschriebenen Fußballformaten nicht wirklich etwas vorstellen und wollen sich lieber beim “richtigen” Fußballspielen verausgaben. Plakate werden geklebt und Flyer gedruckt, ein Artikel in der lokalen Wochenzeitung veröffentlicht.
Der Kunst- und Sportverein Wilhemsburg bietet eine Plattform für die Ansprache möglicher Teilnehmergruppen, wir erreichen so jedoch kaum Wilhelmsburger Anwohner, sondern vor allem Leute, die sich der Hamburger Kunst- und Kulturszene zuordnen lassen. Die IBA entsendet schließlich ein eigenes Team, aus Wilhelmsburg nehmen zwei Teams Teil, eines rekrutiert sich aus dem Umfeld der Wilhelmsburger Küchenkonzerte, das zweite vom Wilhelmsburger Sportverein “Eintracht Wilhelmsburg”. Internationales Flair vermittelt die Teilnahme zweier

Teams, die sich vor allem aus Erasmusstudierenden zusammensetzen, der Kunstverein Hamburg ist vertreten und weitere Teams.

Das Interkulturelle Fußballturnier als Höhepunkt des Seminars „Interkulturelle Praxis“ war schließlich ein großer Erfolg. Zum einen aufgrund der gelungenen Veranstaltung, wie Teilnehmer, Besucher und Studierende bestätigten. Das Turnier war jedoch auch aus stadtforscherischer Perspektive eine gelungene Intervention in den Stadtraum und ermöglichte das Ausloten und neu interpretieren formeller und informeller Regelwerke im Stadtraum. Gängige „Regelwerke“ im urbanen Raum wurden in Frage gestellt, indem städtische Orte und ihre Nutzungsweisen neu interpretiert wurden. Das Turnier als Format der räumlichen Irritation zeigte, dass Stadt kein System starrer Regelwerke und festgelegter Handlungsfelder ist, sondern immer Gegenstand vielfältiger Aneignungsprozesse ist und diese die tatsächlich geltenden „Regelwerke“ erst produzieren.

Reflections on Summer 2010 at UdN

Autor:
Meghan McAllister
This is an extract of her Reflection Paper. She studied Growth & Structure of Cities at the Haverford College near-by Philadephia. Meghan McAllister took part at various projects at the curriculum of the UdN as an exchange student during the summer of 2010.



The soccer tournament was essentially a series of diagrams that provoked the community to think of soccer in a different way, while also sparking them to come together through the universal language of the game. The diagrams allowed the fields to become new interstitial spaces that were neutral, yet very much physically part of the Wilhelmsburg landscape. Many may think that the tournament could not be design because it did not have a concrete and tangible product. However, the soccer tournament's minimal physical product allowed for the diagram and social purpose of the design to not lose any meaning along the way, as often happens when incorporated into large physical infrastructure. The minimal constructed product facilitated the users to interact directly with the essence of the design solution: the participants consciously played out the diagrams within their urban landscape. Lastly, the lack of a constructed product allowed the solution to be local and perpetual. These new fields and rules were comical, fun and visually striking in order to attract attention and bring together the widespread and diverse Wilhelmsburg community with something that was loved and understood by all: Fußball. The projects at the UdN were entirely diffe-

rent than any that I experienced in other academic programs. One significant difference was the way in which the neighborhood was treated as a classroom. In most classes the neighborhood is treated as an outside specimen that is discussed and analyzed thoroughly, but approached carefully and cautiously. In this more traditional model of education, my coursework consisted of 80-90% time in the classroom or library and about 10-20% in the field. In contrast, my summer project at the UdN was part of an Intercultural Practice seminar within the Urban Design course at the HCU. The students, professors and other collaborators met for 1-2 hours each week in the classroom to discuss and coordinate the project. However, this made up only about 20% of the total time that we worked together on the project. At least 80% of our time was spent at the UdN or other various parts of the surrounding neighborhood, Wilhelmsburg. This experience was valuable in that it broke down a mental barrier between academic work and community action. It brought a new perspective to many urban issues such as urban regeneration, gentrification and immigration. This new perspective demonstrates how we are ale to use design processes, as well as other hands-on activities, to explore solutions. These methods will be a satisfying and eye-opening merge between design, architectural and urban history, and the social sciences.

Log 6

Autor:
Benjamin Becker

Nach dem Auszug aus dem
UdN-Bautagebuch vom 23.08.2010

Protokollant: S. Vatin
Temperatur: - / Wetter: -
Bauteam: Eloise Pujet, Sophie Vatin
Eingesetzte Maschinen: -
Ausgeführte Arbeiten: au premier: disséquer des estrades, enlever des clou, ranger, planifier la terasse
Baustoffe: -
Bemerkungen: Le vote n'est pas toujours la meilleure solution!

Chansons

"Edith Piaf" sagen Eloise und Sophie, die beiden französischen Erasmusstudentinnen, wie aus einem Mund, als ich sie fragend ansehe. "Es geht um einen Mann, der auf einer Baustelle schuftet." Dann lachen Sie kurz und singen weiter, während Sophies iPhone in der Brusttasche ihrer Latzhose gedämpft vor sich hin dröhnt. Seit einer halben Woche bauen sie an der Veranda vor dem UdN-Studio. Als ich am Nachmittag wieder bei Ihnen vorbeikomme, wird weder gesungen noch gebaut. Stattdessen ist ein Streit darüber entbrannt, wo die Terrasse enden soll. Kurz neben der Tür oder bündig mit der Hausfassade? Schon sammelt sich eine Traube Studierender um die im Entstehen begriffene Terrasse und es wird intensiv diskutiert. Eloise plädiert für eine, Sophie für die andere Lösung, es bilden sich zwei konträre Lager.

Auf der Baustelle der UdN wird in den seltensten Fällen nach Bauplänen gearbeitet, viele Entscheidungen werden spontan und aus der jeweiligen Situation heraus getroffen. Das ist Luxus, aber manchmal auch anstrengend.

Der Versuch zu vermitteln gipfelt in einer Abstimmung. Die Mehrheit entscheidet sich für die fassadenbündige Variante. "Le vote n'est pas toujours la meilleure solution!" flucht Sophie. Am Ende der Woche ist der Streit vergessen, alle sitzen auf der fertigen Terrasse und trinken Feierabendbier. Sophies iPhone spielt Chansons von Edith Piaf.

Log 1

Autor:
Benjamin Becker

Nach dem Auszug aus dem
UdN-Bautagebuch vom 19.03.2010

Protokollant: R. Steffen
Temperatur: 11°C / Wetter: bewölkt, mild
Bauteam: Cathrin, Ricarda, Valentine
Eingesetzte Maschinen: Hände, Besen, Putzlappen, Schubkarre
Ausgeführte Arbeiten: Räumung von Dachziegel (aus dem Dach-, Flur-und Hofbereich in den bereitgestellten Container), Anhörung des Vortrags von ???, Räumung von Dachziegel (Fortsetzung vom Vormittag), Reinigung des Raumes neben der Küche inkl. Aufbau der Tafel für das gemeinsame Mittagessen, Reinigung der Kühlschränke
Baustoffe: Schutt, Dachziegel
Bemerkungen: Auch wenn noch kein Werkzeug vorhanden war, wurde so gut wie möglich improvisiert und ein großer Berg Arbeit bewältigt.

Werkzeug I

19. März, dritter Tag unseres Seminars “Interkulturelle Praxis“ mit insgesamt dreißig Teilnehmern und somit der dritte Tag seit Beginn der Bauarbeiten im Rahmen der neuen UdN-Bauphase zur Umsetzung von insgesamt fünf geplanten Bauabschnitten. Außerdem ist es der dritte Baustellen-Tag ohne jedes Werkzeug.

Zum Thema Werkzeug hatte es im Vorfeld zunächst irritierende Informationen von Seiten der Beschaffungsabteilung der HCU gegeben: Grundsätzlich seien für jede Anschaffung - egal ob es sich um einen Hammer, Zollstock oder Schraubenzieher handelt - immer drei vergleichbare Angebote einzuholen, oder anders ausgedrückt drei verschiedene Baumärkte anzufahren, wobei nur Rahmenvertragspartner der HCU in Frage kämen. Die Nachfrage, wie viele solcher Rahmenvertragspartner auf den Elbinseln existierten, wurde mit einem alarmierenden “gar keine“ beschieden. Damit war abzusehen, dass das nicht unwesentliche Thema Werkzeug im Rahmen der UdN-Baumaßnahmen eine neuralgische Komponente entfalten könnte.

Am dritten Tag der Baumaßnahme ohne Werkzeug hat sich die neuralgische Komponente nun voll entfaltet. Insbesondere, nachdem alle dreißig Studierenden in baustellenfester Kleidung mit Bauhelm und S3-Sicherheitsschuhen bereits beide Dixi-Klos einmal quer über die Baustelle getragen und das gesamte Gebäude ausgiebig gereinigt haben. Aus Respekt vor den administrativen Fallstricken hatte die UdN-Bauleitung zwar noch ihre Strategie geändert und den projekteigenen Bauförderer für die Unterstützung mit Werkzeug gewinnen können. Nur geliefert

wurde es bisher nicht. Die Dame von der Kooperations-und Sicherheitsstelle Hamburg, die uns bei der Gliederung einzelner Baumaßnahmen in eine Vielzahl handlicher Arbeitspakete samt Sicherheitshinweisen beratend zur Seite stand, hatte zusätzlich auch mit Tipps für deren Vermittlung an die Studierenden ausgeholfen. Alles scheint darauf hinzuweisen, dass ihre Empfehlung, einzelne Arbeitspakete “ruhig einmal pantomimisch nachzuspielen“, nun – am dritten Tag ohne Werkzeug – eine ganz neue Bedeutung bekommen könnte.

Als der eigens aus Berlin zum Vortrag angereiste „???“ (Christopher Dell, Anmerkung der Redaktion) seine Lunch Lecture zum Thema “Kultur/Praxis“ mit folgenden gutgemeinten Worten beschließt „...und wenn dann noch kein Werkzeug da ist, dann bringen Sie sich doch einfach einen Hammer von zu Hause mit, damit sie ihre Schrauben endlich mit voller Kraft in die Wand schlagen können“, ist er gekommen: der Moment, an dem der Aufstand aller UdN-Bauarbeiter unmittelbar bevorsteht. Da ertönt der erlösende Schrei aus dem Garten: der LKW mit dem Werkzeug ist da!

UdN – eine Korrelationsmaschine zur Herstellung von Zukunft

Autor:
Christopher Dell

Es gehört zur eigentümlichen Grundbedingung der Moderne, dass sie ihre eigene Unterminierung bereits in und mit sich trägt. So erodieren zu Beginn des 20. Jahrhunderts beispielsweise die positiven Wissenschaften ebenso die Metaphysik. Es ist Edmund Husserl, der diese Krise zuvorderst artikuliert und sie in ein neues Programm zu wenden sucht. Für seine Zeitgenossen überraschend, schreibt Husserl 1913: „Die ‚Logischen Untersuchungen' waren für mich ein Werk des Durchbruchs, und somit nicht ein Ende, sondern ein Anfang." [1]
Dieser Anfang markiert nicht nur den erkenntnistheoretischen Wechsel vom Postulat eines Gegebenen hin zur Untersuchung von Gegebenheitsweisen sondern zieht darüber hinaus in Zweifel, dass der Ort der Wahrheit noch in einer von Geschichte unabhängigen Repräsentation liegen könne. Husserl widerlegt mit seinen Untersuchungen nicht nur die Empiriker, die den Rückgang auf die Sachen mit der Erfahrung von Naturtatsachen selbst verwechselten, seine Untersuchungen begründen nicht nur die Phänomenologie als eigentlich philosophische Aufgabe gegenüber einer Technizität der Logik („Formelkrams" – O-Ton Husserl). Im Sinne einer angewandten Relationalität verweisen die Logischen Untersuchungen auch und gerade darauf, dass in den Verknüpfungsleistungen dessen, was an relationalem Potenzial in Situationen gegeben ist, die Frage nach der Gegebenheit von Möglichkeiten ebenso begriffen liegt, wie nach dem Verstehen von Objektivität selbst.

Das heißt, das Ziel objektiver Wahrheit ist nicht aufzugeben, aber anders anzugehen. Die neuzeitliche Philosophie setzte einen Begriff von Wahrheit als gegeben voraus und lagerte ihn in die adaequatio von Subjekt und Objekt ein. In Absetzbewegung hierzu nimmt Husserl eine Verschiebung von der Dichotomie bzw. Übereinstimmung von Subjekt/Objekt hin zu deren Verhältnis gemäß ihrer korrelativen Gegebenheitsweise als phänomenologische Zwischendimension vor. Weil es jetzt um das „Wie der Vorgegebenheit von Welt" [2] gehen muss, kann wissenschaftliche Wahrheit fortan nicht mehr in unmittelbar evidenter Gegenwart erkannt werden. Sie rekurriert vielmehr auf die Schaffung jener besonderen Rahmenbedingungen, die das Erkennen von Wahrheit nicht nur ermöglichen, sondern selbst als Horizont der Produziertheit von Wissen in den Blick der Reflexion rücken. In Die Krisis der europäischen Wissenschaften und die transzendentale Phänomenologie [3] spricht Husserl daher von der Dringlichkeit eines intuitiven Wahrheitsbegriffs, der auf einer neuen „Interessenrichtung" [4] beruhe, einer „habituellen Einstellung, zu der wir uns ein für allemal entschließen" [5] und in der sich das Ich in einer reinen Schau als „uninteressierter Zuschauer" [6] etabliere. Bereits hier wird die für das 20. Jahrhundert bestimmende Problematik, wie aus Kontingenz allgemeingültige

Bestimmtheit gewonnen werden soll, virulent.

Solche Erkenntnis gilt Hans-Jörg Rheinbergers Konzeption der Experimentalsysteme als leitend. Die mit materiellen Assemblagen operierenden Experimentalsysteme und den aus ihnen destillierten Experimentalkulturen agieren mit dem Tatbestand, dass Wissen nicht vorliegt, sondern, in Form von „epistemischen Dingen“ – als „Objekte der experimentellen Interpretation“ [7] – erst produziert werden muss. Experimentalsysteme sind zuvorderst Versuchsanordnungen, „Orientierungspunkte“ und „Vorrichtung zur Materialisierung von Fragen.“ [8] Das Neue an ihnen ist ein Denken, das sich mit Handeln mischt, das sich Konstruktionen überlegt, wie Unbestimmtheit anerkannt und konstruktiv gemacht werden kann, als „eine durch instrumentelle Randbedingungen ausgerichtete Bewegung, in der das Räsonnieren gewissermaßen ins Spiel der materiellen Entitäten gerissen wird.“ [9] Daraus resultiert die Forderung, dass Experimentalsysteme dergestalt organisiert sein müssen, dass „die Erzeugung von Differenzen zur reproduktiven Triebkraft der ganzen Experimentalmaschinerie wird.“ [10] Experimentalsysteme zeigen einen performativen Repräsentationsraum an, eine Art Bühne des Experiments, auf der epistemische Dinge auftreten können – sie sind Maschinen „zur Herstellung von Zukunft.“ [11]
Derzeit gilt Stadt als Labor zukünftigen Zusammenlebens. Doch kann hier nicht von einem Labor gesprochen werden, dem man von einer irgendwie gearteten Exteriorität (sei es top-down oder bottom-up) beikäme. Ziel ist vielmehr eine Perspektive ins Innere der Strukturen urbaner Erfahrung zu schaffen, von der aus sich handeln lässt. Solche Herangehensweise berührt darüber hinaus, dass mit der zunehmenden Rede von und über Stadt Uneinigkeit darüber besteht, was mit dem Begriff überhaupt noch gemeint sei. Das durch die Universität der Nachbarschaften (UdN) im Konnex von Architektur und Städtebau vorgenommene übersetzende Spiel mit und Pluralisierung von der Rheinbergerschen Laborperspektive versteht sich gewissermaßen als Reaktion auf die Repräsentations- und Sprachkrise, in der sich die Disziplinen derzeit befinden. Der darin enthaltene Vorschlag ist einfach: er besteht in dem shift vom Problemlösen hin zum Fragen. Das Verfahren der UdN, ihre manière de faire soll eine experimentelle Form kreieren, die es ermöglicht, überhaupt jene Fragen zu formulieren, die wir für und in Zukunft, im Hinblick auf Stadt als Lebenswelt, mithin als gelebtem, nicht externalisierbaren Raum stellen oder beantworten möchten. Genau aus solcher Perspektive erwächst die Legitimität des shifts von Stadt als Objekt hin zu Stadt als performativ Produziertem und, in dem Zuge, vom Design zum Redesign.

Als ein gestaltetes Set, das Fragen materialisieren kann, emergiert die UdN spezifische Weise der Stadtforschung, die als Bedingung der Möglichkeit von vormals unverfügbarem Wissen über Stadt praktisch sich konstituiert und Wissen produziert „das wir noch nicht haben." [12] Weil Experimentalsystem in keinster Weise als ein ‚stehender Begriff’ für die Stadtforschung gelten kann, entwickelt die UdN die Methode ihres Verfahrens erst aus der disziplinären Transposition heraus. Konkret: sie zeigt mit der Folie des Experimentalsystems Momente der Geschichte einer absorbierenden wie absorbierten Stadt auf.

Epistemische Dinge, als die Dinge „denen die Anstrengung des Wissens gilt,“ [13] stellen keine Objekte im engeren Sinn dar sondern erweisen vielmehr als perfor-

mativ-operative Elemente. Als solche sind sie hybrid: „noch Objekt und schon Zeichen, noch Zeichen und schon Objekt.“ [14] Wie aber kann man performativ konstituierten Dingen auf den Grund gehen, sie handhabbar machen bzw. ihnen allgemeine Gültigkeit zusprechen? Rheinberger sagt, dass epistemische Dinge in ihrer Materialität bereits so ‚orhanden’ sind, dass sie als Spuren befragt und in sequentielle Serien überführt werden können. Diese Serien bilden spezifische epistemische Repräsentationsräume, die wiederum an die Form des Experimentalsystems und der Konstitution einer bestimmten „Form der Iteration“ [15] geknüpft sind. Als iterativ-rekursive Bewegung produziert das Gefüge der Spuren den Raum der Repräsentation. Das wirft indes neue Fragen auf: Wie werden derlei Spuren notiert? Wie sähe ein Repräsentationsraum aus, der auf 1:1 Repräsentationen verzichtet und dennoch auf irgendeine Weise ‚zeigt’ um so medial vermitteln zu können? Die UdN reagiert auf solches Fragen praktisch mit xn Batterien und Serien an Fallbeispielen, Tiefenbohrungen (auch takes genannt, nach der musikalischen Technik, Stücke zu wiederholen, Themen zu umspielen [16]) untersucht die UdN die Nutzung von oder Interaktion mit dem „Ding Stadt“ als performativer Prozess. So schafft sie anhand der Rekombinationen und des Hinundherschiebens der Serien innerhalb von Experimentalsystemen Konjunkturen, die es ermöglichen „aus alten Geschichten neue hervorzubringen [17]

Solche Perspektive unterminiert das idealisierte Bild, welches wissenschaftliche Experimente noch als Bestätigung oder Widerlegung klar definierter Hypothesen bestimmt. Die UdN zeigt außerdem, dass der Forschungsprozess selbst vor allem aus Kontingenzen, Unbestimmtheiten und Unordnung besteht, mit denen es konstruktiv zu verfahren bzw. umzugehen gilt. Man wagt nicht zu viel, wenn man hier von einer neuen Form des Organisierens von Stadtforschung spricht: als Improvisation, die – im Sinne von Foucaults Technologien des Selbst – technologisch geworden ist. [18] Solches Verfahren intendiert weder Subjektivismus, Konstruktivismus, Relativismus noch methodologischen Individualismus, sondern sucht, die in solchen Konzepten enthaltenen Dualismen von agency und Struktur zu überwinden. Die UdN wendet sich vielmehr etwas zu, was man vielleicht Situativen Realismus nennen könnte und fragt: Was ist mit der Stadt los und wie bekommen wir Zugang zu ihrer Wahrheitsweise als performatem Prozess, dessen Teil wir selbst sind? Und welche Weisen der Ethik bzw. politischer Verantwortlichkeit sind darin eingelagert?

1. Husserl, Edmund: Logische Untersuchungen. Prolegomena zur reinen Logik. Bd. 1, Halle 1928, S. VIII
2. Husserl, Edmund: Die Krisis der europäischen Wissenschaften und die transzendentale Phänomenologie, Hrsg. von Walter Riemel. Den Haag 1954
3. Ebd., S. 149
4. Ebd., S. 175
5. Ebd., S. 153
6. Ebd., S. 73
7. Rheinberger, Hans-Jörg: Experiment–Differenz–Schrift. Marburg 1992, S.30
8. Ebd., S.25
9. Ebd., S.25
10. Rheinberger, Hans-Jörg: Experimentalsysteme und epistemische Dinge. Frankfurt a.M. 2006, S. 9
11. zit. nach Rheinberger: Experiment–Differenz–Schrift. S.25
12. zit. nach Rheinberger: Experiment–Differenz–Schrift. S.25
13. Rheinberger: Experimentalsysteme. Ebd., S. 24
14. ebd., S. 25

15. ebd., S. 130
16. Die Bezugnahme auf Musik gilt hier nur hinsichtlich der Handlungsweise bzw. des Verfahrens und nicht in ontologischer Hinsicht. Vgl. zur Problematik in Husserls Übertragung der Charakteristik musikalischer Tonphanomene auf Evidenzakte: Tugendhat, Ernst: Der Wahrheitsbegriff bei Husserl und Heidegger. Berlin 1970, S. 209 f.
17. Rheinberger: Experimentalsysteme. Ebd., S. 57
18. Vgl. Dell, Christopher: Die improvisierende Organisation. Bielefeld 2011

I am waiting for

Autorinnen:
Tabea Michaelis, Sarah Asseel, Vanessa Weber
Studierende Urban Design
Im Rahmen des Seminars Urban Territories 2, betreut duch Katja Heinecke und Katrin Klitzke
Sommer 2011



Die Universität der Nachbarschaften bildete während dem Methodenseminar Urban Territories unsere Forschungsstation. Von diesem Ort ausgehend, beschäftigten wir uns auf analytisch konzeptioneller Ebene mit den Begriffen Intervention und Partizipation. Mit sehr unterschiedlichen Motiven und interdisziplinären Hintergründen begaben wir uns auf die Suche und schweiften ziellos aus. Während unseres ersten gemeinsamen Dérives bemerkten wir schnell, dass auf der Elbinsel viele Akteure oder Aktanten (vgl. B. Latour) warteten und dies auf sehr unterschiedliche Weisen ausdrückten. Die gesamte Insel befand sich scheinbar in einer permanenten Warteschleife. „But what they are waiting for …?“ bildete dabei unsere Ausgangslage, mit welcher wir unsere künstlerische Forschungsarbeit begannen. Naheliegend für unser Projekt erschien uns ein Ort des alltäglichen Wartens – die Bushaltestelle. Diese bespielten wir sogleich mit unser zentralen Forschungsfrage „I am waiting for …", indem wir den Satz, in die lokal gesprochenen Sprachen übersetzten und auf farbige Post-its schrieben. Unterschiedlichste Reaktionen und Momente erlebten wir unmittelbar beim Aufhängen der Zettel an der Bushaltestelle oder dann auch später, wenn wir uns ‚leise' als „teilnehmende Beobachterinnen“ (vgl. Bronislaw Malinowski) unter die Wartenden mischten. Die vier Parameter Post-it, der Satz ‚I am waiting for…' in den schluss-

endlich fast 20 Sprachen und den Stift betrachten wir dabei als unterstützende „Werkzeuge“ (Easterling 2010), mit welchen wir unsere Handlungen in variable Abfolgen brachten. Dabei gab es kein Drehbuch, welches wir im Voraus festgelegt hätten und mit welchem wir unsere Choreographie immer wiederholten. Nein – vielmehr bilden die Handlungen und Reaktionen der unterschiedlichen Akteure und Aktanten das „wesentliche Rohmaterial“ (ebd.) mit welchem wir situativ arbeiten. Es gab viele Anknüpfungspunkte an dem Spiel teilzunehmen oder Adaptionsmöglichkeiten, welche die Intervention in eine ungeahnte Richtung lenken. Dabei gestalten wir ähnlich wie Schauspieler eine „Szene“ (ebd.), wobei sich unsere Modi fortlaufend ändern, ja gerade zu fließend ineinander übergingen. Der Fahrplan des Busses legte für unsere Performance einen grundlegenden Rhythmus an. Innerhalb weniger Sekunden leerte sich die Bushaltestelle, um sich dann wiederholt zu füllen. Dadurch kamen wir länger oder kürzer mit den Personen ins Gespräch – je nachdem, wann der nächste Bus eintraf. Menschen, unterschiedlichen Alters oder Herkunft sprachen uns spontan und neugierig an. In manchen Situationen bildete die Sprache eine unüberwindbare Barriere, dennoch hörten wir sehr persönlichen Geschichten, Stimmen zu. Diese spielerisch leichte und unmittelbare Interaktion erschien uns im Verlauf der künstlerischen Interventionen als sehr bedeutsam. Die Antworten auf unsere Frage „I am waiting for… „ – Nitentendo, my mother, Hoffnung, Liebe, mein Bett u.a. spiegelten die lokalen Stimmungen wieder. Die Intervention ermöglicht einen spielerischen Perspektivenwechsel auf den urbanen Raum, egal ob in Hamburg-Wilhelmsburg, Kairo, Zürich oder Rotterdam. Die Post-its sind dann irgendwann auf ihre ephemere Art langsam, lautlos und spurlos wieder verschwunden. Geblieben sind für uns neben den interkulturellen Vergleichsmöglichkeiten der Städte eine spielerisch, künstlerische Methode, um im urbanen Raum zu intervenieren und daran gleichzeitig zu partizipieren. „Aktion ist die Form“ (ebd.).


AUSSTIEG1
START
AUSSTIEG2
But what are they waiting for?

Zwischenort

Autorinnen:
Katrin Hovy
Anna-Lena Homann
Lisa Brunnert
Studierende Urban Design

Im Rahmen des Seminars Urban Territories 2, betreut durch Katja Heinecke und Katrin Klitzke
Winter 2011/12



Weg von der Hauptstraße. Bäume säumen den Weg. Plötzlich sieht es fast idyllisch aus. Es entsteht ein Kontrast. Die laut befahrene Autobahn über uns – die Ruhe in der Unterführung. Die Helligkeit am Ende der Unterführung – die Dunkelheit darunter. Durch den Tunnel gelangen wir in bewohntes Gebiet. Es ist ruhig und warm. Hier hat der Wind nicht mehr so viel Kraft. Frauen stehen herum und unterhalten sich. Kinder spielen. Man kann die Vögel zwitschern hören. Und dann ein Lkw, die Idylle ist zerstört. Ein Zwischenort.

Dazwischen

Dazwischen ist ein seltsamer Ort; eine Schwelle, ein Übertritt, ein Abbild der Alltäglichkeit. Doch was macht diesen Ort alltäglich? Die wiederkehrenden Abläufe? Denn wiederkehrende Abläufe gibt es viele im Dazwischen. Das Dazwischen ist geprägt durch Straßen und dem darauf zirkulierenden Verkehr. Was bindet mich an diesen Ort? Abgesehen vom Transit und dem Wunsch ihn (rechtzeitig per öffentlichem Verkehrsmittel) wieder zu verlassen? Und welche Bedeutung nimmt der Ort innerhalb des urbanen Gefüges ein? Der Mensch speichert seine Umwelt in Schemata und kann diese zu gegebener Zeit wieder abrufen. So erkennen wir eine Straße immer als eine Straße und vermeiden Reizüberflutung. Ähnlich ist auch unser erster Blick auf den „Ort“ (die Kreuzung Hovestieg / Veddeler Brückenstraße). Das kommt uns doch irgendwie bekannt vor.

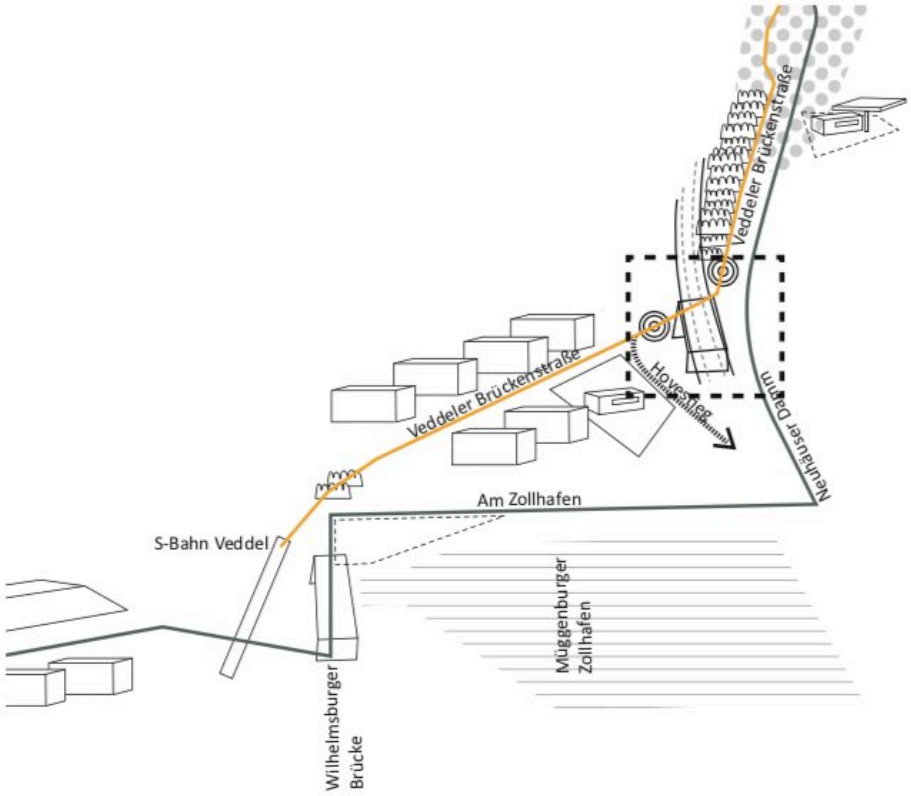
Man könnte sich fragen: Lohnt es sich, die Schemata abzulegen und einen Blick auf das Dazwischen und somit hinter die Reduktion der Reizüberflutung zu werfen? Ein klares Ja! Denn es passiert etwas im Dazwischen. Wir brauchen lediglich eine Betrachtung frei von unserer Annahme: eine Straße ist eine Straße – völlig egal ob auf der Veddel oder in Paris. Hierfür bedarf es einer Dezentrierung der ethnografischen Perspektive „um städtische Raumaneignungspraktiken adäquat zu erfassen und nachvollziehbar zu machen […]“. [1] Dies bedeutet im Sinne der ANT (Akteur-Netzwerk-Theorie) die Abwendung von einer ausschließlich auf den menschlichen Akteur konzentrierten Arbeitsweise, hin zu einer Betrachtung von menschlichen und nichtmenschlichen Akteuren (Aktanten). „Materialität ereignet sich allein durch Praktiken, die Akteure und Aktanten in Beziehung setzen.“ [2]

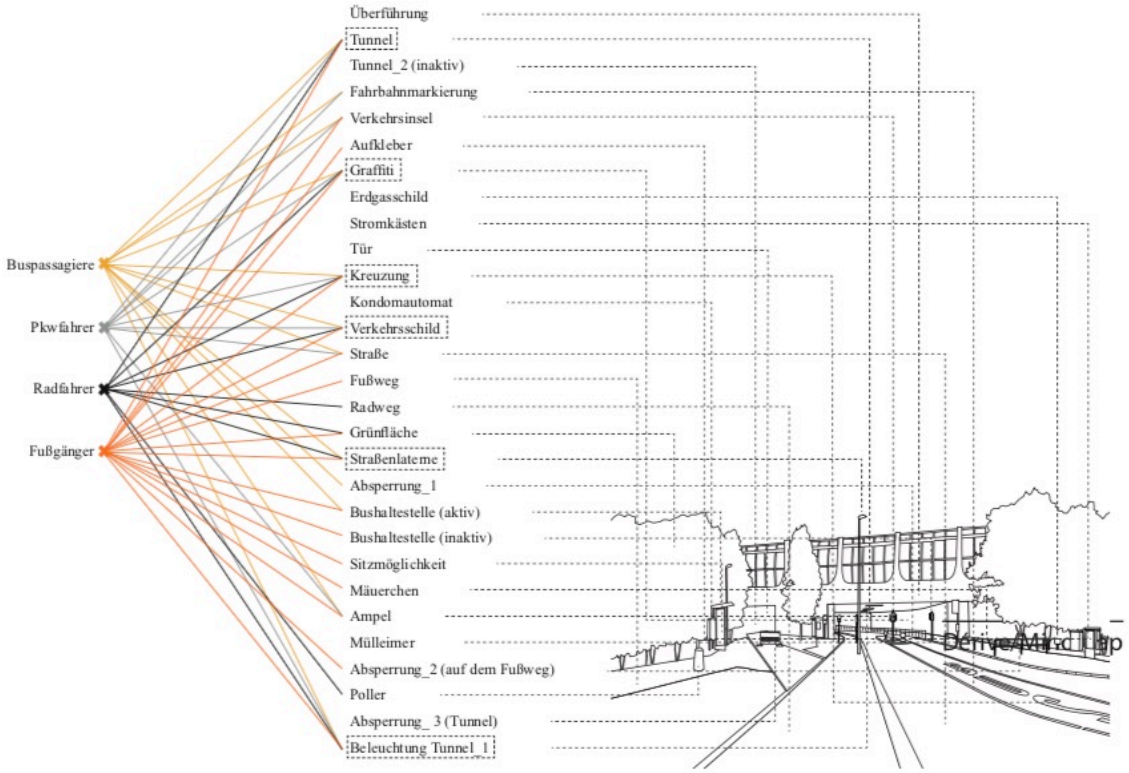
Was ist dazwischen?

Das beforschte Dazwischen zeigt sich als funktionierendes System. Es dient vordergründig dem Transit von Menschen sowie dem Transport von Gütern. Vorhandene Wege werden zielgerichtet passiert. Bringt man allerdings die Aktanten ins Spiel, so ergeben sich ortsspezifische Besonderheiten und das Denken in Schemata löst sich auf.
Der Tunnel wird für den Fußgänger innerhalb des Gefüges zur Kulisse, denn durchquert wird er meist nur mit dem Automobil oder den öffentlichen Verkehrsmitteln (Bus). Er bildet gleichsam ein Tor im räumlichen und gefühlten Sinne. Dieses gilt es zu passieren. Der Tunnel ist Eingang und Ausgang. Durch den Verlauf der Straße ist das Ende des Tunnels nicht einsehbar. Dieser Umstand verstärkt die Wahrnehmung als Tor. Auch bei Tageslicht liegt der Tunnel im Halbdunkel, die Beleuchtung konzentriert sich auf die Fahrbahn (und somit auf den Hauptnutzer – den Autofahrer). Durch seine spezifische Beschaffenheit allerdings wird der Tunnel für bestimmte Akteure zu einem „freien Ort“. Hier ist er nicht nur Kulisse, sondern Leinwand, welche durch Graffiti (Aneignungspraktiken) gekennzeichnet ist. Das Überqueren der Straße (für Fußgänger) ist durch die Bewegung der anderen Akteure (in Automobilen) und die Position der Aktanten reglementiert. Die Absperrung auf dem Bürgersteig soll zu einer Nutzung der Ampel führen, wird aber von den meisten Fußgängern umgangen und ist somit für den Gebrauch der

Fahrbahn als Fußweg verantwortlich. Durch die Einrichtung einer Bushaltestelle ohne Sitzmöglichkeiten wird eine Mauer (von den Wartenden) temporär als Sitzmöglichkeit umfunktioniert.

Die Auswertung des erhobenen Materials zeigt, dass Akteure durch ihre Bewegung im Raum Aktanten in eine Abfolge bringen und somit in einen Kontext setzen. So werden die Kreuzung, der Tunnel, die Graffitis, die Verkehrsschilder, die Straßenlaternen sowie die Beleuchtung im Tunnel (von allen Akteuren) durch Abhängigkeit oder Notwendigkeit, durch tägliche Wege, vorbeigehen, vorbeifahren, durch beachten oder durch ignorieren miteinander verknüpft. Dies geschieht temporär, zu unterschiedlichen Tageszeiten und dennoch konstant. Die Konstellation der Aktanten und das in Beziehung setzten selbiger durch die Akteure ist spezifisch und somit ist es auch das Dazwischen.





1. Färber, A. (2010): Greifbarkeit der Stadt: Überlegungen zu einer stadt- und wis- sensanthropologischen Erforschung stadträumlicher Aneignungspraktiken. Dérive 40. (Heft 41). S. 101.
2. Ebd. S. 102

Feuchte Wand

Autoren:
Lukasz Lendzinski, Peter Weigand, Jan Holtmann
Julia Heuer, Mateusz Lendzinski, Alper Berger Kazokoglu

Das Projekt wurde vom Büro „Umschichten“ in Zusammenarbeit mit der „Universität der Nachbarschaften“ und dem „Kunst und Sportverein“ im Jahr 2010 realisiert. Neben einer Beschreibung der Installation und des Bauprozesses wird thematisiert, was es
bedeutet mit Angst und Liebe im urbanen Raum zu arbeiten und wie das Projektteam im Bauprozess auf Simmels Theorie zum „Wesen der Blasiertheit“ stieß.



Es war beschlossene Sache. Die Universität der Nachbarschaften wurde im Jahre 2010 zur Kommandozenzentrale eines Fußballturniers mit offenem Format und ungewissem Ausgang. Veranstalter war neben der UdN ein Studententeam aus dem Studiengang Urban Design und der “Kunst und Sportverein”. Während die Planungen am Turnier auf Hochtouren liefen, wurde das Stuttgarter Architekturstudio “Umschichten” mit dem Bau eines essenziellen Bestandteils eines jeden Fußballevents beauftragt: Dem Bau einer Umkleide. Da es sich jedoch weder um einen normalen Sportverein und ein konventionelles Fußballturnier noch um ein häuserbauendes Architekturstudio handelte, konnte das Resultat der Anfrage keine handelsübliche Umkleide werden. „Dinge, die für die Ewigkeit geplant

werden unterliegen dem Krampf des Perfektionismus und bremsen ein akutes Handeln. Dies führt zu mangelnden Erfolgserlebnissen, mangelnden Glücksgefühlen und manchmal auch zu Traurigkeit in einer Stadt.

Konstellation von Mensch, Maschine und Material

Eine Sporthalle in der Nähe der UdN stand kurz vor dem Abriss und wurde nach einigem Hin und Her als Materialpool für den Bau der Umkleide zur Verfügung gestellt. Hohe Decke, glänzende Glasfassade und großflächiges Parkett. Eine 150m2 große Schatztruhe für baubegeisterte Wiederverwertungsromantiker – möge man meinen. Was lässt sich jedoch mit acht Händen, drei Akkuschraubern und einem Brecheisen an einem Nachmittag umschichten? Das Angebot verdichtete sich auf das Mögliche und offenbarte den Ausgangspunkt des Bauvorhabens.

Im Bauprozess auf den Spuren Simmels

Nachdem das Material gesichert wurde, sollte es um die Projektkonkretisierung gehen. Zur Erarbeitung eines Konzeptes für die Installation wurden die Gegebenheiten abgesteckt: Das Material, das Thema und der Kontext. Während erstere Faktoren klar waren, lag die Aufgabe zu Beginn darin, den Kontext, also den Garten der UdN, zu erfassen. Wie ist die Bodenbeschaffenheit? Wie lässt sich die öffentliche Bewegung an anliegenden Gehwegen und Straßen charakterisieren? Wie lassen sich lokale Gegebenheiten wie Bäume oder das Gebäude nutzen? Ausgehend vom Thema, dem Bau einer Umkleide, flossen diese Fragen im Designprozess ein und äußerten sich z.B. in der Positionierung, der Ästhetik und in der Funktionalität der Umkleide und der erarbeiteten Gadgets.
Auf einen detaillierten Masterplan wurde bewusst verzichtet, da das Bauteam für die Lokalität, das Material und die Intention des Projekts auch während des Bauprozesses empfänglich sein wollte. Ein ergebnisoffener Ansatz ermöglichte dynamisches Reagieren. Die Design- & Bauphase dauerte fünf Tage mit einer Arbeitszeit von acht bis zehn Stunden täglich. Die Arbeitszeit setzte sich zu einem großen Teil aus der handwerklichen Umsetzung zusammen, wurde jedoch vor allem während der ersten drei Tage durch punktuelle, aber teilweise sehr intensive Brainstormings, Besprechungsphasen und Gesprächen mit Anwohnern ergänzt. Im Gespräch mit Anwohnern wurde vor allem deutlich, dass der Gehweg, der an der UdN vorbeiführt, ein Durchgangsort für viele Bewohner der Nachbarschaft darstellt. Der Weg zur Arbeit oder zur Schule wurde von vielen hier zur Routine und der Ort somit zu einem Durchgangsort an dem Passanten in einem schlafwandelähnlichen Zustand den Bezug zu ihrer Umgebung scheinbar verloren haben. Es offenbarte sich eine erste Spur zum „Wesen der Blasiertheit“, die auch darin deutlich wurde, dass das müßige Rumhantieren mit Sporthallentoren und -Türen auf dem Gelände der UdN von vorbeigehenden Passanten annähernd auf keinerlei Beachtung stieß.
Der ergebnisoffene Ansatz des Vorhabens erlaubte es, auf diese Gegebenheit zu reagieren. Die „Feuchte Wand“, die zunächst lediglich als Sinnbild einer Dusche

konzipiert war, wurde am Grundstücksende nahe des angrenzenden Gehwegs positioniert, um auf die lokale Gegebenheit des Durchgangsortes zu reagieren. Die Frage war, wie dem „Wesen der Blasiertheit“ zu begegnen ist. Der Wassernebel wurde auf den Gehweg ausgerichtet und war so dezent, dass er auf den ersten Blick nicht auffiel. Dies führte dazu, dass Menschen, die in ihrer unachtsamen Routine den Gehweg nutzten, sich plötzlich in einem feuchten Wassernebel befanden. Oftmals schockiert, fast wie aus dem Schlaf gerissen, fingen die Passanten an sich zu fragen, was mit ihrer „gewöhnlichen“ Umgebung passiert war. Ein Bruch mit der alltäglichen Routine durch Wasser auf der Haut.
Es zeigte sich, wie man mit den Werkzeugen der Ergebnisoffenheit und dem bewussten Umgang mit den Faktoren Mensch, Maschine und Material auf das Thema eines Ortes in Form einer temporären Architektur eingehen kann. Die Theorie Simmels war dabei weniger Grundlage, da sie vor und während dem Bauprozess nicht thematisiert wurde, sondern offenbarte sich vielmehr im Anwohnergespräch. Erst im darauffolgenden Reflektionsprozess wurde die Nähe zur Theorie deutlich und lieferte eine mögliche Erklärung für den Effekt, den die Installation auf die Passanten hatte.

Eine Umkleide mit feuchter Dusche

Perspektive Fußballturnier: Am 13.06.2010 wurde eine Umkleide mit feuchter Dusche eröffnet. Vier waagerecht aneinandergereihte Sporthallentore bildeten ein längliches Podest. Am Kopfende des Podests befand sich ein senkrecht stehendes Tor, bei dem die Holzlamellen aufgeklappt wurden und dadurch das Tor halbtransparent erscheinen ließen. Die Räume zwischen den aufgeklappten Holzlammellen wurden mit einem Sprühschlauch gefüllt, der durch viele winzige Öffnungen einen Sprühnebel aus Wasser erzeugte. Die feuchte Dusche wurde von den Teilnehmern des Fußballturniers genutzt, um sich zu erfrischen und zu waschen.
Aus sieben bunten Türen wurden vier Umkleidegadgets gebaut. Ein “Sitting Bull” – Sitzen auf hohem Niveau. Eine “kantige Liege” – Erholung mit Aufpreis. Zwei “Offene Umkleiden” – Sexismus für alle.

Eine feuchte Wand mit Umkleide

Perspektive Nachbarschaft: Am 13.06.2010 wurde eine feuchte Wand mit Umkleide eröffnet.Vier waagerecht aneinandergereihte Sporthallentore bildeten ein längliches Podest. Am Kopfende des Podests befand sich ein senkrecht stehendes Tor, bei dem die Holzlamellen aufgeklappt wurden und dadurch das Tor halbtransparent erscheinen ließen. Die Räume zwischen den aufgeklappten Holzlammellen wurden mit einem Sprühschlauch gefüllt, der durch viele winzige Öffnungen einen Sprühnebel aus Wasser erzeugte. Der Wassernebel rief sowohl Irritation als auch Begeisterung bei den Passanten hervor.
Aus 7 bunten Türen wurden vier Umkleidegadgets gebaut. Ein “Sitting Bull” – “Soll das ein Stuhl sein?” Eine “eckige Liege” – “Ich glaub’, das ist zum Liegen.” Zwei “offene Umkleiden” – “Sieht aus wie bei Herzblatt.”

Die Rolle der UdN

Die Universität der Nachbarschaften nahm im Rahmen der Arbeit an der Installation zwei entscheidene Rollen an. Die UdN als Schlüssel zum Lokalen: Die essenzielle Frage zu Beginn der Arbeit am Projekt war die Frage nach geeignetem Material. Da die Arbeitsweise des Studios „umschichten“ darauf beruht, lokale Materialpotenziale durch Umnutzung oder Wiederverwertung zu aktivieren, galt es solche Materialpotenziale in der Nachbarschaft in Erfahrung zu bringen. Zu dieser Zeit gab es bereits einige Akteure, die im Rahmen verschiedener Projekte an der UdN beteiligt waren und dadurch einen Einblick in die Abläufe der Nachbarschaft erlangen konnten. Durch dieses Wissen war es möglich, die naheliegende Sporthalle als Materialpool zu identifizieren, da diese kurz vor dem Abriss stand. Zusätzlich profitierte das Projektteam von der Erfahrung der UdN-Akteure, die sich z.B. in Hinweisen über die akute Diebstahlgefahr oder die öffentliche Bewegung am Gehweg gezeigt hat. Die UdN als Material- und Raumressource: Neben dem Material aus der Sporthalle bedurfte es beim Bau der Installation weiterer Materialien und Werkzeuge. Diesem Bedarf kam zu Gute, dass sich während der Bauphase Restmaterialien und nicht genutztes Werkzeug in den Räumen der UdN befand, welche nach Absprache für den Bau der Installation verwendet werden konnten. Zudem dienten die Räumlichkeiten der UdN als Wertsachenlager und der Garten als Fläche für den Bau der Installation. Zusätzlich ist anzumerken, dass der experimentelle und improvisierte Grundcha- rakter der UdN, der sich sowohl im Kontakt mit involvierten Akteuren als auch in der baulichen Ästhetik des Ortes widerspiegelt, zum Design der Installation beigetragen hat.



Zur Konzeption des Kunst & Sportvereins Wilhemsburg

Autor:
Jan Holtmann
www.kunstundsportverein.de

Dem Kunst & Sportverein Wilhelmsburg liegen zu allererst Stadtentwicklungsfragen zu Grunde. Dies mag überraschen. Was hat ein Kunst und Sportverein mit Stadtentwicklung zu tun? „Nichts“ wäre eine durchaus akzeptable Antwort. Beim Kunst & Sportverein, dem KuS Wilhelmsburg, liegt die Sache aber anders. Dazu muss man seine Vorgeschichte kennen.

Der KuS Wilhemsburg ist ein Folgeprojekt des Labors Kunst und Stadtentwicklung der Internationalen Bauausstellung Hamburg, das ich von 2007 bis 2010 leitete. Das Labor Kunst und Stadtentwicklung ging der Frage nach: Wie gehen Kunst und Stadtentwicklung zusammen? „Gar nicht“ wäre eine unreflektierte Antwort, spiegelt aber die Möglichkeiten von Kunst und Stadtentwicklung im Rahmen der IBA Hamburg wider. Im Auftakt-Symposium des Labors Kunst und Stadtentwicklung zeichneten sich schnell konkrete Aufgaben und Möglichkeiten von Kunst und Stadtentwicklung ab: Kunst kann im Kontext von Stadtentwicklung mehr sein, als etwas nachträglich Zugefügtes, als Beiwerk, Dekoration, Event oder Aufmerksamkeitsmaschine. Kunst kann und soll sich konkreter Stadtentwicklungsproblemen stellen. Dies muss und soll Kunst nicht alleine. Vielmehr sollten Kunst und Künstler in konkrete Stadtentwicklungsaufgaben, Projekte und Probleme mit einbezogen werden. Nur war dies im Rahmen der IBA Hamburg nicht möglich und nicht gewollt und wird durch die IBA unter anderem in ihrem Präsentationsjahr durch eine Lichtinstallation, die von den Deichtorhallen über Wilhelmsburg bis nach Harburg reicht, illustriert und demonstriert. Kunst ist hier weder eine Skulptur noch visualisiert sie den Sprung über die Elbe. Bestenfalls visualisiert sie den Wunsch oder den Auftrag der IBA „über die Elbe zu springen“.

Nun ist die Verbindung von Kunst und Stadtentwicklung nicht selbstverständlich. Erst im letzten Jahrzehnt des 20. Jahrhunderts nahmen sich Künstler als Künstler Aufgaben aus anderen gesellschaftlichen Bereichen an, ohne dabei ihren Kunststatus aufzugeben oder aberkannt zu bekommen. Dabei waren diese anderen gesellschaftlichen Bereiche zumeist soziale oder politische. Es ging im KuS Wilhelmsburg nicht mehr um die Frage, wie Kunst und Stadtentwicklung zusammenkommen, sondern um die Frage, wie geht Kunst überhaupt mit einem ihr scheinbar so fremden Bereich wie Sport zusammen? Es hätte natürlich auch Stadtentwicklung sein können, wenn das aber im Rahmen einer Internationalen Bauausstellung nicht geht, kann man die Frage „wie vereint sich Kunst mit…?“ auch mit Sport untersuchen. Insofern ist der Kunst und Sportverein also tatsächlich im Labor Kunst und Stadtentwicklung richtig verortet.

Erst in zweiter Linie ist es ein Kunst & Sportverein, also ein Verein, bei dem es um

Kunst und Sport geht, und der es sich zur Aufgabe gemacht hat, Kunst und Sport zusammenzubringen. In dieser zweiten Linie wurde es dann aber sehr konkret, acht Abteilungen des Kunst & Sportvereins wurden gegründet. Jede Abteilung wurde von einem Künstler oder einer Gruppe geleitet, die sich der Aufgabe, Kunst und Sport zusammenzubringen, unterschiedlich näherten: A - Umkleidekabine von der Gruppe Umschichten; B - Studio von Max Frisinger, Daniel Hauptmann, Tobias Gronau, Till van Daalen und Hannes Waldschütz; C - JOGGING-Lectures mit Roger Behrens, DJ Plastikstuhl, Ulrich Lölke; D - Angeln von Anton C. Kunz; E - Fußball: Tunier von Studenten der HCU/UdN; F- Fitness Gymnastik mit Jaques Palminger & the Kings of DubRock alias das Due Nutti Soundsystem und Erobique & Katharina Oberlik; G - Festausschuß „Fallrückzieher Ecke Wilhelmsburg Sportliche Einlassung gegen städtisches Pressing“ mit LOMU (Local Organized Multitude); F - Straßen:Pokale:Doping von Christian Bernhardt.

Log 2

Autor:
Benjamin Becker

Nach dem Auszug aus dem
UdN-Bautagebuch vom 30.03.2010

Protokollant: Steffen Plath
Temperatur: 14°C / Wetter: sonnig, teils wolkig
Bauteam: Kutimalai, Plath, (Vers, Lorenz)
Eingesetzte Maschinen: -
Ausgeführte Arbeiten: Wohnung verputzen, Putz anmischen, Türrahmen ausrichten, Türrahmen verschrauben, Türrahmen verputzen, Schutt abtransportieren, Fegen (Fertigst: erfolgt)
Baustoffe: Mörtel, Putz, Kalksandstein
Bemerkungen: Vers und Lorenz nicht anwesend, da Samstag gearbeitet.

Bauzeitenplan

„Die Baumaßnahmen im Rahmen des Lehr- und Forschungsprojekts Universität der Nachbarschaften erfolgen unter Low Budget-Kriterien nach dem Prinzip des angeleiteten studentischen Selbstbaus.“ Donnerwetter! Aber wie macht man das? Was bedeutet das in Zeiten, in denen die restlos durchstrukturierten Curricula der Bachelor- und Master-Studiengänge ihre Studierenden in immer engere Zeitrahmen zwingen, in denen oft wenig bis gar kein Raum für die Vertiefung individueller Interessen und Schwerpunkte bleibt?

„Also, ich würde schon gerne mitmachen, sonst wäre ich heute ja auch nicht zur Informationsveranstaltung gekommen, aber ich kann leider nur Dienstags von 9.00 Uhr bis 11.30 Uhr und Donnerstag nachmittags ab 14.00 Uhr? Wäre das auch ok?“ – „Ja klar, das ist prima. Dann kommen Sie einfach Dienstag um 9.00 Uhr, ziehen sich schnell Baustellenhelm und Sicherheitsschuhe an, damit Ihnen dann bis 11.30 Uhr noch genug Zeit bleibt, sie wieder auszuziehen.“ Wie also betreibt man eine Laien-Baustelle dienstags von 9.00 bis 11.30 Uhr? Am besten gar nicht.

Stattdessen entwickelt, kommuniziert und lebt man das, was an der UdN als Bauzeitenplan bezeichnet wird: eine komplexe, bunte Matrix, die neben der klassischen Auflistung der zeitlich aufeinander folgenden Bauabschnitte heruntergebrochen in Baumaßnahmen und Gewerke, kryptische Eintragungen wie, “Hanna Vers > immer; aber nur Donnerstag bis Samstag“ oder “Steffen Plath, ganzes Wochenende inkl. Montag; Zweiter Montag abwesend wegen Bauko-Klausur“ aufweist. In der selben Logik finden sich Farbfelder samt zugeordneter Zeitblöcke für beispielsweise „Arbeiten Lernen Hamburg (ALH)“, „Gangway-Jugendliche, nur Grünschnitt“ oder „Schülerpraktikanten Gesamtschule Wilhelmsburg“. Dichte bunte Cluster in der Woche um den 14. September: Armin aus dem Qualifizierungs-Pro-

gramm Junge Erwachsene und Niko aus dem Seminar UdN-Bauhütte unterstützen den Gesellen der für Elektroinstallationen zugeschalteten Firma Diehn beim Schlitze-Stemmen, während die Herren aus der ALH-Maßnahme gemeinsam mit Immanuel Mihm von der UdN-Bauleitung an den Rohrleitungen arbeiten. Für einen konventionellen Bauzeitenplan eher untypisch ist auch die auffällige Verdichtung der Arbeitsmaßnahmen an Samstagen und Sonntagen. Der Stundenplan der HCU-Studierenden sieht eben am Wochenende keine alternativen Vorlesungen oder Seminartermine vor.

Am siebten UdN-Baustellen-Wochenende in Folge, fliegt dann auch Samstag morgens um viertel nach elf das Fenster auf der gegenüberliegenden Straßenseite auf und der sonst milde winkende Nachbar aus dem ersten Stock brüllt mit der Stimme am Anschlag: „Normale Menschen gehen unter der Woche arbeiten und spielen am Wochenende nicht mit Schlagbohrern.“

Baucollage

Log 7

Autor:
Benjamin Becker

Nach dem Auszug aus dem
UdN-Bautagebuch vom 26.08.2010

Protokollant: L. Gersbach
Temperatur: 18°C / Wetter: durchwachsen
Bauteam: 1,2,3
Eingesetzte Maschinen: Stichsäge, Akkuschrauber, Tackermaschine
Ausgeführte Arbeiten: Fertigstellung des Windschutzes am Küchentor-Provisorium, Aufhängen eines Regenschutzes (Problem mit den Tackernageln, Fertigst: erfolgt)
Baustoffe: Holz, Plane, Seile
Bemerkungen: Schwierigkeiten beim Aufhängen der Plane, Hr. Mihm ist zu stark!

Provisorium

Im Frühling 2010 entscheidet man sich dafür, die Brüstung des Fensters im Küchenfoyer abzubrechen und den Raum zum Park hin großzügig zu öffnen. Da hatte sich das nachbarschaftliche Kochen in der sogenannten Interkulturellen Küche längst etabliert. Das Fenster war bereits zur Durchreiche Richtung Parkterrasse umfunktioniert worden, was den Wunsch nach einem noch stärkeren räumlichen Bezug zur Öffentlichkeit im Rotenhäuser Feld hatte aufkommen lassen. Kaum ist der Durchbruch in der Küche erfolgt, dauert es nicht mehr lange, und mit den parkseitigen Fenstern des Veranstaltungsaals wird in gleicher Weise verfahren. Für die drei riesigen, gähnenden Löcher in der Westfassade der UdN muss nun schleunigst eine Lösung gefunden werden. Man entscheidet sich dafür, die beiden Öffnungen im Veranstaltungssaal als Festverglasungen auszuführen, während die Öffnung im Küchenfoyer ein mit Polycarbonat-Doppelstegplatten beplanktes Schiebetor erhalten soll. Angebote von Fensterbauern werden eingeholt: das Schiebetor soll 6600 Euro kosten, dabei sind die Polycarbonatbeplankung sowie die Montage vor Ort noch gar nicht im Preis inbegriffen. Die Schiebetorvariante wird vorübergehend fallen gelassen, die Öffnungen klaffen immer noch an der Fassade. Also entsteht im Juli schließlich ein Provisorium: Aus Dachlatten baut man große Fensterrahmen, die mit transluzenter Plastikfolie bespannt auf zuvor in die Fensterleibungen verkeilte Holzrahmen geschraubt werden.

Schon im ersten Monat nach Installation des Provisoriums, geht man dazu über, die lediglich mit ein paar wenigen Schrauben befestigten Fensterrahmen von ihrer Unterkonstruktion zu lösen, beiseite zustellen und die Spätsommersonne über die volle Breite der nun offenen Westfassade ins Gebäude scheinen zu lassen. Im Gebäudeinneren rahmen die Fassadenöffnungen den Park wie bewegte Bilder, die

Grenze zwischen UdN und Rotenhäuser Feld wirkt aufgehoben. Blicke nach außen verlieren sich zwischen den Bäumen der angrenzenden Allee. Schaut man vom Park aus auf das Gebäude, blickt man wie bei einer Vivisektion in die quirligen Eingeweide des offengelegten Hauses.

Das Leben mit den Qualitäten des Provisoriums macht deutlich: Es ist genau diese überraschende Offenheit des Gebäudes in beide Richtungen, die man sich für die Lösung der Fensterfrage gewünscht hatte. Also entwickelt man Details zur Verstetigung des Vorläufigen. Mit Unterstützung der Metallwerkstatt von Arbeiten Lernen Hamburg (ALH) bauen die UdN-Baustellenpraktikanten drei große, mit Polycarbonatpanelen beplankte Aluminiumtore. Die Kosten für alle drei Tore belaufen sich letztendlich auf ein Drittel der für das Schiebtor veranschlagten Summe. Wie zuvor das Provisorium, lassen sie sich die Tore über neun Flügelmuttern in der Fensterleibung fixieren oder mit geringem Aufwand daraus entfernen. An sonnigen Tagen öffnen sich nun weite Teile der UdN mit wenigen Handgriffen den Aktivitäten im Park.

Luxus erwächst hier nicht aus finanziellem Überhang. Luxus bedeutet auf dieser Baustelle die Freiheit, den Planungsprozess so lange offenzuhalten, bis sich die performativen Qualitäten der zu entwickelnden Architektur über ihren Gebrauch ermitteln lassen.

Mittwochnachmittag in der Küche

Hans Vollmer
UdN-Bewohner & Studierender Urban Design

Es geht gegen 17 Uhr, als man Regentropfen erst leise, dann lauter auf dem Plastikdach hört. Der Raum wie ein riesiger Resonanzkörper, verstärkt den Regen, der darauf trommelt. Es riecht irgendwie nach Rauch. Niemand kocht. Ich bin alleine. Dann höre ich ein paar Stimmen. Türkisch. Sie kommen von draußen aus dem Park. Der Rauch auch. Es sind alle Fenster zu, aber es zieht durch die Rahmen. Jetzt sehe ich Silhouetten. Personen auf der Terrasse. Das Knistern eines Feuers. Ich gehe ums Haus und treffe drei Männer zwischen 40 und 50 mit kleineren Kindern auf der Terrasse. Dahinter der Schriftzug „HOTEL UdN “. Ein Mann sammelt Holz, die anderen beiden bauen eine Art Turm aus Feuerholz über einem wackeligen Dreibein-Grill. Am Gebäude unter der vorgespannten Plane sitzen auf der Holzbank vier Mädchen. Zwei von Ihnen scheinen Hausaufgaben zu machen.
„Hallo! Wir wollen nur grillen.“
„Das ist schon in Ordnung. Es roch nur drinnen etwas stark nach Rauch.“
„Ja, das ist das Holz, das ist etwas nass heute, wegen dem Regen. Aber das ist gleich wieder vorbei, wenn das Glut wird.“
„Schauen Sie wegen der Abdeckplanen, dass sie die nicht anbrennen.“
„Ja ja, das haben wir gesehen. Wohnen Sie hier?“
„Ja, ich wohne hier.“
„Entschuldigen Sie, das wussten wir nicht, wir dachten das ist irgendwie so eine Studenten-Universität oder so. Wollen Sie was essen?“
„Nein danke, ich habe schon etwas gegessen.“
Nach einer kurzen Unterhaltung gehe ich wieder zurück ins Gebäude. Während ich an meiner Masterarbeit über die Feuerstellen in Wilhelmsburg weiterschreibe, lausche ich der Unterhaltung der Terrassen-Gäste. Eine Stunde später klopft es an der Tür. Einer der Männer steht im Eingang und hält mir stolz mit beiden Händen ein Viertel eines getoasteten Fladenbrotes entgegen, gefüllt mit zwei gegrillten Hähnchenschenkeln und einer ebenfalls gegrillten, grünen Paprika.
„Die ist nicht scharf“. Wir vereinbaren, dass der Grill beim Haus bleiben kann, bis sie nächsten Mittwoch wieder im Park grillen. In unserer Masterarbeit kommen wir später auf die Bezeichnung des „l`hôte“, Wirt und Gast in einem Wort. Hier ist es passiert.

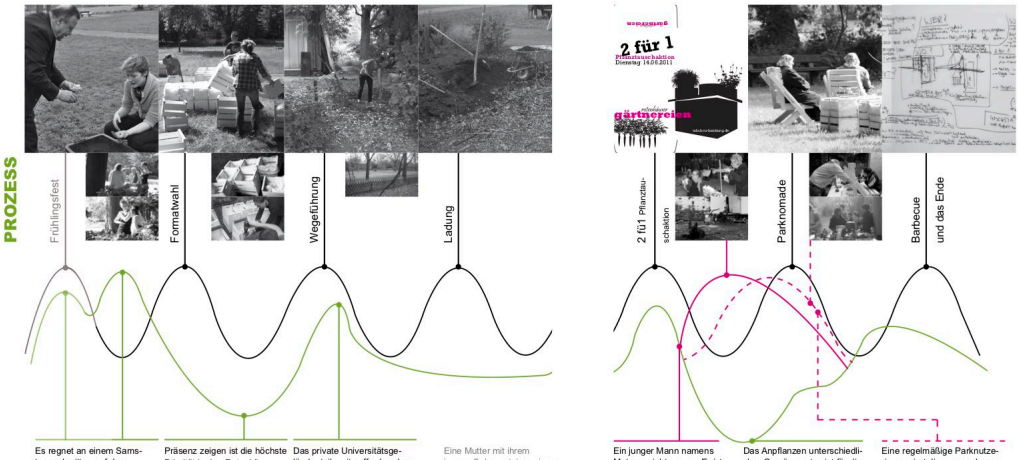
GartenLABor

Autorin:
Nicole Raddatz
Studierende Urban Design



Das Projekt GartenLABor untersuchte im Sommer 2011 die Beziehung von privater Nutzung auf öffentlichen Grund sowie die Partizipation von Nachbarn, Interessierten und Studenten. Der Garten diente dabei als Werkzeug und Experimentierfeld, sowie er ebenso Aushandlungsobjekt, um ins Spiel zu kommen. Die Rotenhäuser Gärtnereien boten zudem Anknüpfungspunkte für weitere Nutzungen, Untersuchungen oder resultierende Projekte.

Die Motive der Initiatoren bewegten sich dabei vom Interesse am Anbau von Gemüse in der Stadt im Spannungsfeld der aktuellen Urban Gardening Thematik bis zur Frage einer selbstbestimmten Nutzung des öffentlichen Raumes. Ebenso spielten Fragen nach der Erprobung von Partiziptionsmodellen und aus der Partizipation resultierenden Potentialen eine Rolle. Die Reaktionen von Nachbarn, stadtteilpolitischen Gremien und städtischen Vertretern auf das Projekt wurden zueinander in Beziehung gesetzt.



Es regnet an einem Samstagnachmittag auf dem Rotenhäuser Feld, dem Quartierspark im Reiherstiegviertel, auf der Elbinsel und möglicherweise darüber hinaus bis weit über Hamburgs Grenzen. Die Rotenhäuser Gärtnereien, ein Nachbarschaftsgarten auf öffentlichem Grün in Form begrünter Halbzeuge, sehen eine lange Dunststrecke beendet. Ein Garten, der nach seiner Definition eher abgegrenzt und einer privaten Nutzung zugeordnet wird, steht ohne jegliches Begrenzungszeichen inmitten eines Parks. Unterschiedliche Gemüsesorten haben dort ihre Heimat gefunden und werden regelmäßig von den Projektinitiator_innen und vereinzelten Nachbarn bewässert und gepflegt.

Präsenz zeigen ist die höchste Priorität in den Rotenhäuser Gärtnereien. In Bezug auf den Garten heißt das unter anderem bewässern, bepflanzen und allgemeine Pflege- sowie Instandhaltungsvorkehrungen treffen. Vor Ort entsteht schnell ein Gespräch und noch mehr. Es ist zum Teil die Neugier, die Provokation öffentlichen Raum anzueignen und/oder die Faszination eine Idee selbst zu realisieren u.a., um angesprochen zu werden. Aus Präsenzmangel der Initiatorinnen besitzt der Garten mehr Ausstellungscharakter als aktives Experimentierfeld. Das Ästhetisieren der Gärtnerei durch modulare Halbzeuge für Nutzpflanzen und die damit verbundene Präsenz ziehen Aufmerksamkeit und Fragen auf sich, jedoch nicht die erhoffte Teilhabe.

Das private Universitätsgelände, teils mit auffordemdem Charakter das Areal zu betreten, teils durch physische Grenzlücken in den Zäunen, wird öffentlich weiter aufgebrochen. Das UdN-Gelände wird zum Verbindungsstück zwischen dem Rotenhäuser Damm und dem Parkareal, in dem weitere Zäune spontan mit Hilfe von anwesenden Jugendlichen im Park herausgenommen werden. Die UdN sowie der Garten werden zum Gesprächsthema und man wünscht sich ein gegenseitiges Bis bald. Die Transformation des privaten Universitätsareals in einen halböffentlichen Raum wird alsbald zur alternativen Wegenutzung für manch Nachbarn zum Park. So ist es aber auch die Neugier über die Lebhaftigkeit des Gebäudes, die entfacht wird, passiert man das Gebäude entlang der großzügigen Fensterseite und lukt hinein.

Eine Mutter mit ihrem jungen Sohn watet an einem Wochentag das von Regen durchtränkte Grün hin zu den Pflanzbehältern. Sie erklärt ihm einzelne Gemüsesorten, muss bei einigen passen. Während ihr Sohn beginnt das Unkraut zu zupfen und sein vegetarisches Wissen zu wachsen beginnt, ist sie erstaunt über die Leichtigkeit des Gärtnerns an einem solch öffentlichen Ort. Sie beklagt die gesetzten Regularien im Kleingarten, zusätzlich fühlt sie sich zu sehr abgegrenzt und teilweise veranonymisiert. Die Barrieren zum Nachbarn ist manchmal unüberwindbar. Die Rotenhäuser Gärtnereien faszinieren sie. Ein Gemeinschaftsgarten, in dem die Ernte untereinander aufgeteilt wird, scheint ihr fremd. Zudem sieht sie die Gefahr des Diebstahls und Vandalismus. Kann ein Zaun dies verhindern?

Ein junger Mann namens Matze spricht uns an. Er ist gelernter Gärtner, baut selbst geme Nutzpflanzen, insbesondere Kräuter an. Er ist seit geraumer Zeit auf der Suche nach einem Bauwagenplatz. Das Leben in einer für uns gewohnten Mietswohnung bedeutet für ihn und seinen Hund Chef Freiheitsentzug und die Einschränkung eines selbstbestimmten Lebens. Fasziniert von diesem Menschen und seiner angebotenen Mithilfe die Gartenpflege mit zu übernehmen, darf er für gewisse Zeit auf der Parkplatzfläche der UdN mit seinem Bauwagen stehen. Zudem wird er in das UdN-Projekt „Probewohnen" involviert. Zahlreiche Kontakte zu direkten Nachbar_innen und Insulaner_innen entwickeln sich. Er findet einzelne Nebenjobs durch seinen Kontakt zur Nachbarschaft. Welchen Mehrwert haben Matze und Chef für die Rotenhäuser Gärtnereien gebracht?

Das Anpflanzen unterschiedlicher Gemüsesorten ist für die Projektinitiatorinnen zeitlich eine Herausforderung. Schnell wird eine Lösung gefunden, wie ohne finanziellen Aufwand Jungpflanzen heranwachsen können und gleichzeitig die Aufmerksamkeit auf den Garten lenkt. Samensäckchen und Muttererde in gebastelten Zeitungsblumentöpfen werden auf Fest und Markt vergeben, mit der Bedingung diese heranzuziehen und in unsere Halbzeugnisse zu einem vorgegebenen Datum einzupflanzen. Eine Weiterpflege, im Sinne eines Paten ist erwünscht. Der Rückbesuch bleibt jedoch aus. Es wird nach den Gründen gefragt. Falsche Konditionen, unklare Spielregeln?
Der interaktive Bau des Parknomaden anhand eines Musters für den Park mit Ausgangspunkt im Garten wir mit Kindern gebaut. Die Nachbarschaft lässt sie wandern und verschwinden.

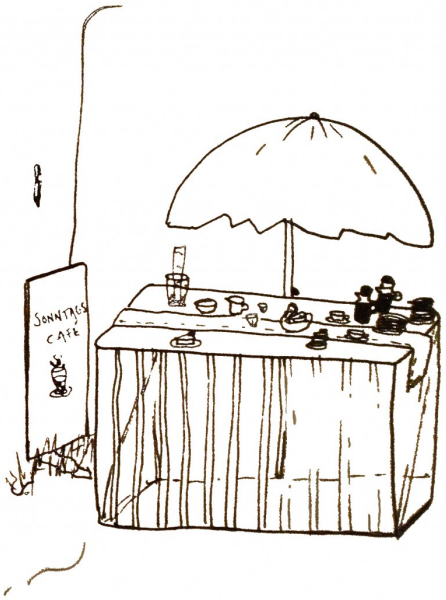
Eine regelmäßige Parknutzerin spaziert die vorgegebenen Wege entlang und vorbei an der Universität der Nachbarschaften. Sie spricht uns an und ist beeindruckt von den Rotenhäuser Gärtnereien. „Endlich mal was anderes!" Sie würde sich persönlich nicht beteiligen, da sie ähnliche Befürchtungen wie die Mutter hegt. Die Anrainerin des Rotenhäuser Feldes räumt ein, dass ihr weniger der Garten Lust bringt, sondern vielmehr ein gemütliches Plätzchen zum Kaffee trinken mit Blick auf das Parkgeschehen. Eine idealer Ort scheint mit der UdN-Küche und der anliegenden Terrasse gefunden zu sein. Eine Umsetzung liegt weit entfernt. Die Prioritäten für die Rotenhäuser Gärtnereien und ihrem Interagieren mit den Menschen vor Ort sind klar gesetzt und scheinen unüberwindbar. Haben wir die Chance des Anknüpfungspunktes versiegt?

Aus der Nachbarschaft und dem naheliegenden Interkulturellen Garten in Wilhelmsburg gab es direkte und regelmäßige Hilfe beim Bewässern der Pflanzen, Gartengeräte durften sich bei Bedarf ausgeliehen werden. Unterschiedliche Jungpflanzen erhielten wir von Hobbygärtnern aus der Umgebung. Stets verwiesen sie auf die öffentliche Fläche und die uns bevorstehende Zerstörung der Rotenhäuser Gärtnereien. Ältere warnten vor Jugendlichen und Hunden, junge Menschen vor Alkoholkonsumierenden.
Die Angst vor Vandalismus und Diebstahl der Pflanzkübel und dem Gemüse war groß. Die Überraschung, dass, bis auf wenige Jungpflanzen langen Fingern zum Opfer gefallen sind, nichts zerstört wurde, umso größer. So wurde jeder eines besseren belehrt.

Sonntags = Café

Autorin:
Julia Zajaczkowska
Studierende Urban Design
& UdN-Bewohnerin

Team: Julia Zajaczkowska, Kathrin Brochers, Maja Momic, Tina Steiger, Jenny Ohlenschlager, Adrian Judt...
Sommer 2013

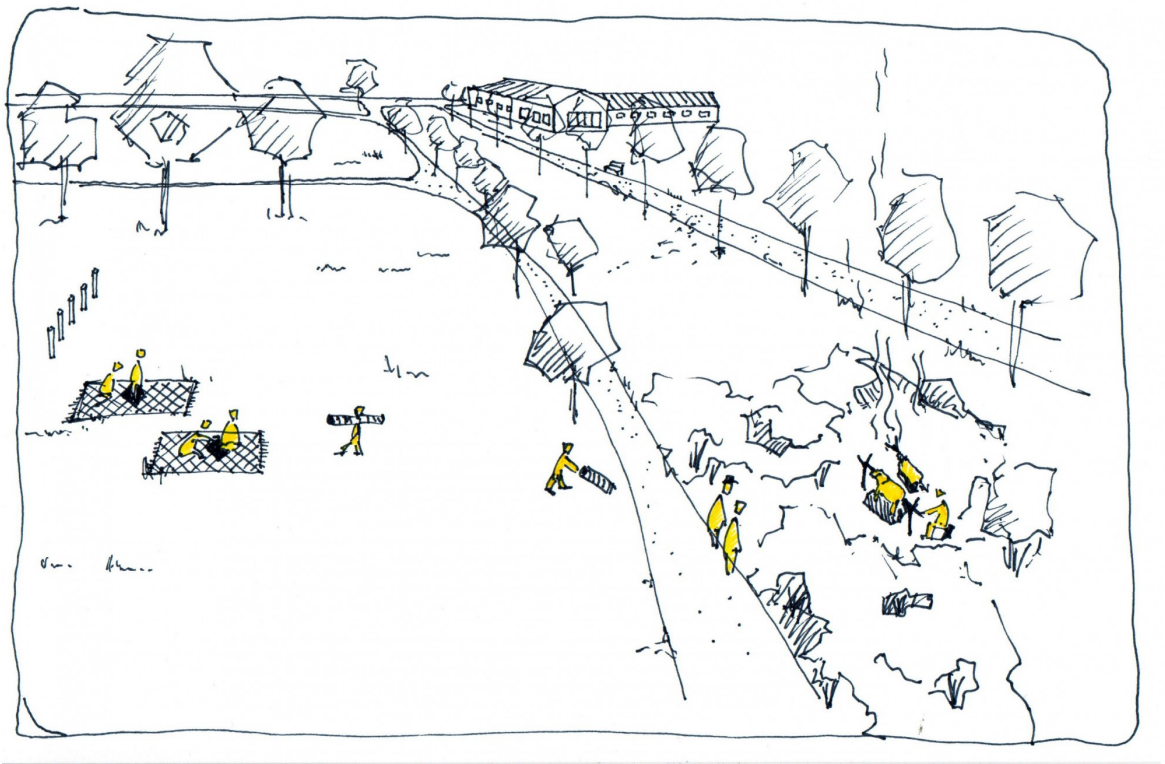


Eigentlich muss nur das Fenster raus... und haben wir das erstmal rausgehieft, lebt mit einem Mal die Terrasse, erweitert sich der Wohnbereich nach draußen. Eben noch unsichtbar, offenbart sich nun ein großzügiger Blick aus der Küche in den Park mit seinen alten, riesigen Bäumen, der meist, zumindest auf dieser Seite des Parks, kaum frequentiert wird – ein eigener, prachtvoller Garten.
Den Kuchen haben wir gestern Abend schon gebacken, einer schlägt noch schnell Sahne, aus der “Café-Kiste” holen wir das Porzellan, setzen Kaffee auf und überlegen uns spontan den Aufbau der Sitzgelegenheiten und des Tresens auf der Terrasse. Das kann schon einige Zeit in Anspruch nehmen. “Nee, wenn der Tisch da steht, sehen die Leute nicht, das man hier auch reinkommen darf!” Schnell wird noch eine Treppe aus Betonplatten gebaut, um den erwarteten Gästen den Eingang zur Terrasse zu markieren, eine Tafel wird beschrieben und gegen einen der großen Bäume entlang des Weges gelehnt: Willkommen im Café.
Auf dem selbstgezimmerten Holztresen stehen nun auf einem improvisierten Tischläufer aus Segelplane Porzellantassen, eine Kaffekanne, selbstgebackener Kuchen, Blumen und Wasserkaraffen. Auf einem handgeschriebenen Schild

werden die Gäste um eine Spende gebeten – eine Art Selbstbedienungsladen auf Vertauensbasis. Wir sitzen auf der Terrasse, essen Kuchen und warten, dass jemand kommt.

Am Stück

Autor:
Hans Vollmer
Studierender Urban Design
& UdN-Bewohner



Am späten Sonntagnachmittag, auf dem Heimweg zur UdN, kreuzt plötzlich ein Mann mit einem Teppich unter dem Arm den Parkweg. Und noch einer. Wir schauen nach links, wo auf der Wiese bereits bunte Teppiche mit Leuten darauf liegen. Es riecht sehr nach Grillfleisch. Wir schauen nach rechts, wo eine dicke Rauchwolke den Blick vernebelt. Es ist Grillfleisch. Am Stück. Das Stück ist ein Lamm. Ein ganzes Lamm. Und da noch eins. Wir schauen uns an, um uns ohne Worte zu vergewissern, dass wir dasselbe sehen. Wir können nicht mehr weitergehen.
Wie hypnotisiert stehen wir vor einem Gebüsch, in dessen Inneren ein kleiner Junge sitzt und abwechselnd an zwei geschnitzten Holzspießen dreht, die jeweils in zwei blanken aufgestellten Astgabeln über einer länglichen Glutschale aus Metall gelagert sind. Wir sind begeistert. Als Zuschauer. Nicht als teilnehmende Beobachter. Wir wurden hier leider nicht Teil der Tischgemeinschaft.

Nero und die Mobiltelefone

Autorin:
Pascale Grange
Gast im UdN-Studio



„The world needs me“ lesen wir auf dem T-Shirt eines Mannes, der auf die Kamera zu schlendert. Der Mann verblasst im Schatten der Bäume und der Aktion hinter ihm. Wir fokussieren das über den Zaun gehobene Schaf. Hell sind die sonnenscheingesättigte Umgebung und der Ruf des Schäfers nach dem Hund. „Nero!“

Nachbarschaft gelingt zwischen mir und dir und der Kamera, im Viereck die Brücke, das Wasser, der Zuschauer und das Warten, das Rauschen und die Frage nach dem Tun des Anderen. Ein Mobiltelefon hält den Augenblick fest. „Ein Stück Heimat in Hamburg!“ Ein Hund dreht seine Runden. Ein Mensch dreht sich im Kreis. Eine Kette übersetzt die Arbeit der Beine auf das Drehen der Räder. Ein Tor schließt. Ein Hotel beschreibt sich als multifunktionalen Raum. Und öffnet seine Bedeutung. Der Blick ist geführt. Immer nach vorne. Zum nächsten. Alle beobachten wir uns gerne beim Beobachten und gehen unseren Zielen nach.

Jede Bewegung wirkt doppelt: Die Menschen verändern ihre Positionen im Raum und beziehen die Bewegungen der Menschen und Dinge um sich herum aufeinander. Wir sind an den Orchestrierungen beteiligt, von denen wir uns selbst leiten lassen. Ein kurzfristiges und unverbindliches Zusammen entsteht. Ein Zusammen der Bewegungen von Menschen, von Maschinen, von Tagesrhythmen, von Formen und von Stimmen.

Zurück im Schatten der Bäume: „Könnten wir uns jetzt alle, könnten wir uns jetzt

zu viert. Wie viele passen denn hier drauf?“ Könnten wir uns baumeln lassen zwischen Konzept und Fest, in der Konstruktion der Nachbarschaft.



Ein guter Preis

Autorin:
Stefanie Graze
Studierende Urban Design



Ich betrete einen kleinen, dunklen und chaotischen Laden in der Veringstraße. „Hallo!“ empfängt mich der Verkäufer freundlich. Der Kunde, mit dem er sich auf einer Sprache unterhält, die ich nicht kenne, grüßt mich gleich mit. Lächelnd grüße ich zurück und frage nach einem einfachen, günstigen Handy. Meins hatte ich unbeachtet im Rotenhäuser Park liegen gelassen, woraufhin es natürlich verschwunden war. Doch wie es der Zufall so will, war der Vertrag bereits ausgelaufen und die neue Sim-Karte in der Post. „25 Euro“, sagt der Verkäufer und legt das Handy auf den Tresen. „Nehm ich“, antworte ich. „Wohnst du hier?“, fragt er, während er in den Kartons kramt. Meine Antwort scheint ihn zu überraschen: Ich wohnte seit einigen Wochen auf der Elbinsel. „Sind jetzt ja viele Studenten hier“. „Das stimmt. Wie findest du das denn?“, frage ich neugierig. „Viele finden es nicht gut, aber ich finde es eigentlich ganz gut. Meine Tochter bekommt günstig Nachhilfe bei einer Studentin. Und mein Sohn baut dahinten im Park mit Studenten Baumhäuser, der findet das klasse.“ Ich freue mich.

Zurück in der UdN herrschte das seit Tagen gleiche Bild: Kinder mit Bauhelmen und Arbeitshandschuhen wuseln durch die Küche, manche mit aus der Küche stibitzten Süßigkeiten in den Händen. Man kann sie noch so gut verstecken, sie finden sie immer wieder. Der kleine Benjamin rennt mir entgegen. „Hey Benjamin, ich habe gerade bei deinem Vater ein Handy gekauft“. Benjamin bleibt stehen,

seine Augen werden groß und er starrt mich einige Sekunden wortlos an wie ein Auto. „Echt!?“, fragt er perplex. Ich nicke. „Cooool.“ sagte er lässig, der Stolz stand ihm ins Gesicht geschrieben. „Ich hoffe, er hat dir einen guten Preis gemacht!“ Er rennt weiter.

Ich muss lachen. Tatsächlich bekam ich im Laden drei Euro Rabatt, als sich der Verkäufer als Benjamins Vater und ich als Mitorganisatorin des Baumhaus-Sommerbaucamps zu erkennen gaben.

Hang on!

Autoren:
Ben Becker
Wissenschaftlicher Mitarbeiter Urban Design
Stefanie Graze
Studierende Urban Design



„Ich geh Baumhaus, wer kommt mit?“ Wenige Augenblicke später liegen sechs Schulranzen neben dem mächtigen Ahorn im Garten der UdN. Sie gehören einer Gruppe Zehnjähriger, die täglich nach der Schule hierher kommen, um sich in die sieben Meter hohen Lianen aus Feuerwehrschläuchen zu hängen, darauf zu klettern und zu schaukeln. Ein Jahr ist es her, dass das experimentelle Baumhaus gebaut wurde. Die Begeisterung bei den Kindern für ihr Schlauchbaumhaus scheint ungebrochen. Fragt man sie, weshalb sie meistens hier und selten auf dem Spielplatz samt Kletterparcours am Haus der Jugend spielen, lautet die simple Antwort: „Der Spielplatz da hinten? Der ist doch für Kinder!“.

Seit 2011 stellen sich Studierende und Lehrende der HCU der Frage, wie Kinder durch temporäre und experimentelle Interventionen im städtischen Raum unmittelbar an Planungs- und Gestaltungsprozessen in ihrer Nachbarschaft teilhaben können. Als niedrigschwelliges Freizeitangebot während der Sommerferien will das Projekt Kinder zur aktiven Teilhabe einladen und gleichzeitig einen kreativen Beitrag zur Gestaltung des benachbarten Parks, dem Rotenhäuser Feld, liefern. Der Prozess fordert Körperlichkeit ein sowie Geschicklichkeit im Umgang mit unterschiedlichen Materialien und schafft einen gemeinschaftlichen Erfahrungs-

und Lernraum. Das Projekt richtet sich in erster Linie an Kinder aus der Nachbarschaft, die einen großen Teil der Parknutzer ausmachen. Dabei wird ein Prozess initiiert, der eine Teilhabe auf Augenhöhe ermöglicht und die Kinder als Bauherren versteht, deren Expertenwissen maßgeblich in die Planung und den Bau der Kletterobjekte miteinfließt.

Fragt man beispielsweise die neunjährige Cecile am ersten Tag des Sommerbaucamps, wie ihr Traumbaumhaus aussieht, zeichnet sie ein aufgeständertes Miniatur-Häuschen mit Satteldach, Schaukel und Rutsche. Am letzten Tag der Veranstaltung spannen sich dann stilisierte Spinnennetze zwischen den abstrahierten Bäumen ihrer Zeichnungen. Zwischen den beiden Bildern liegen nur zwei Wochen, aber auch ein spielerischer Formfindungsprozess, in dessen Verlauf Bewegungsabläufe der Kinder genau so in die Gestaltung mit einfließen, wie die Erkenntnisse aus den Versuchen mit völlig kontextfremden, recycelten Materialien auf ihre konstruktiven Merkmale und Qualitäten. Für die Auswahl der einzelnen Baustoffe und Konstruktionstechniken ist neben dem Recycling-Aspekt vor allem ausschlaggebend, dass sie sich auf möglichst einfache Art verarbeiten lassen und somit das aktive Bauen mit Kindern überhaupt erst ermöglichen.



Dafür werden im Verlauf der Sommerbaucamps spezielle Bautechniken entwickelt. Der Prototyp “Nest“ beispielsweise setzt sich lediglich aus zu Dreiecken zusammengeschraubten Dachlatten zusammen. Auf einfache Arbeitsschritte heruntergebrochen wächst das Nest als freies Raumfachwerk um die Äste der Baumkrone, die Konstruktion passt sich dabei schrittweise nicht nur der Gestalt und

Belastbarkeit des Baums, sondern auch den Kletterbewegungen der Kinder an. Die unterbrechen ihre Arbeit in der sogenannten “Dreiecks-Werkstatt“ am Fuß des Baums immer wieder, um kletternd die Position des nächsten Dachlatten-Dreiecks zu bestimmen.
Größere bauliche Herausforderungen bringt das Strickbaumhaus mit sich: Auf der Suche nach geeignetem Baumaterial stößt man auf einen großen Stapel Abdeckplanen im Dachgeschoß der UdN. In lange Streifen geschnitten, stellen diese das ideale Material zum Stricken eines belastbaren Gewebes da. Nur: Wie strickt man ein Baumhaus mit Kindern? Die Lösung ist einfach: Mit einer Strickliesel. Allerdings keiner gewöhnlichen, zum Wollstrümpfestricken; sondern eine Strickliesel XXL, mit einem Durchmesser von zwei Metern. Ist diese erst aus Holzresten und Besenstielen gebaut, entsteht unter Einsatz weniger Handgriffe eine gigantische, belastbare Gitterröhre aus Abdeckplane. Das ist so einfach, dass es jedes Kind schnell beherrscht.

Um den Kindern aber den Zugang zu den experimentellen Bautechniken und den ungewöhnlichen Materialen zu erleichtern, bildet eine Geschichte den Auftakt und die Rahmenhandlung: Exklusive Bauherren haben das Baumhausteam über das Internet kontaktiert und den Bau individueller Baumhäuser beauftragt. Über die Bauherren und ihre Vorlieben existieren nur spärliche Informationen - ungünstige Grundvoraussetzungen für Architekten. Wie soll man ein Haus, geschweige denn ein Baumhaus, für jemanden bauen, von dem man gar nichts weiß? Das scheint auch den Kindern ein Ding der Unmöglichkeit, und so beginnt ein Arbeitsprozess, in dessen Verlauf sie gemeinsam mit den Studierenden zunächst die spärlich vorhandenen Informationen zu den Fantasiebauherren mit all ihren speziellen Charaktereigenschaften verdichten, um ihnen anschließend ihren Vorlieben oder Lebensumständen entsprechende Baumhauskonstruktionen zu entwickeln.

Neben dem Bauen stellt das tägliche Kochen für und mit den Kindern einen elementaren Bestandteil des Sommerbaucamps dar. Wie bei der Suche nach geeigneten Baumaterialien findet das Projekt auch hier eine breite Unterstützung im Stadtteil. Da wäre beispielsweise Herr Flecke, Restaurantbetreiber aus Wilhelmsburg, der seinen Baguette-Laden für einen Tag im Stich lässt, um den Kindern an der UdN Fischstäbchen zu braten. Die Wilhelmsburger Tafel steuert zusätzlich Lebensmittel bei, der Hamburger Großmarkt schenkt Unmengen Bananen und das lokale Unternehmen “Das Geld hängt an den Bäumen“ stiftet acht Kisten seines leckeren Apfelsafts. Im Laufe der drei Projektjahre steigert sich das nachbarschaftlich organisierte Kochen zur Lehrküche – mit Jörg Amelung von der “Kochburg“ oder Arman Marzak von “Dostan Catering“ am Küchenblock der UdN, lernen die Kinder am Ende eines jeden Bautages die Tricks und Kniffe der Wilhelmsburger Kochprofis.

“Aus Plastikfolie macht man Tüten, keine Häuser!“, hatte die elfjährige Aisha noch zu Beginn des Baucamps kopfschüttelnd beanstandet. Als dann am letzten Tag der Veranstaltung Alberta Rachnea - die Spinnenfrau, alias Kerem vom UdN-Theaterkollektiv „Inner Rise“, im schwarzen Morphsuit samt rosa Teesieb-Augen zur Abnahme ihres Seidenspinner-Baumhauses aus Einpackfolie schreitet, ist Aishas berechtigter Unmut vergessen.


15M KREIS SEGEBERG 2011 C.B

Log 3

Autor:
Benjamin Becker

Nach dem Auszug aus dem
UdN-Bautagebuch vom 07.05.2010

Protokollant: N. Krützmann
Temperatur: 8°C / Wetter: regnerisch, grau
Bauteam: Meret, Silvan, Michael, Natalie
Eingesetzte Maschinen: Akkuschrauber, Hammer, Stemmeisen, Schraubendreher
Ausgeführte Arbeiten: Küche mit Arbeitsplatte (2), Herde (2), Waschbecken (4), Durchlauferhitzer (3), Laminat (32qm), Badezimmer-Amaturen (4), Heizlüfter (3), Fenstergitter (2), Türgitter (1), Schiebtüren (2), Klingeln (2), Klingelknöpfe (5), Küchenspülen mit Wasserhahn (2) ausgebaut. (Fertigst: erfolgt)
Baustoffe: Holz, Keramik, Plastik, Eisen, Metall
Bemerkungen: Spontaner, ungeplanter Ausbau der Möbel etc. (auf Baustelle in der Rotenbaumchaussee). Ekeliges, schimmel-durchwachsenes Haus mit interessantem Pilzbewuchs.

Harvesting

Eine wesentliche Charakteristik der UdN-Baustelle ist, dass sie sich im Sinne des Gesamtprojektes UdN dem Low-Budget-Prinzip verschrieben hat. Es gilt: Was immer du baust, verbaust, einbaust, versuche idealerweise mit anderenorts kostenlos ausgebauten und somit wiederverwendeten Baumaterialien zu arbeiten. Ist dies nicht möglich, versuche Materialien von Bauunternehmen oder dem Baustoffhandel gesponsert zu bekommen. Erst wenn alle diese Quellen erfolglos ausgelotet sind, darfst Du mit dem UdN-Bus zu einem Baumarkt fahren und auf VOL-Schein einkaufen.
Dies erlaubt nicht nur ein kostengünstiges Bauen, sondern auch den Prozess der Gestaltfindung sehr lange offen zu halten und schafft Situationen und Möglichkeiten für Improvisation. Oft werden im Rahmen sogenannter Harvesting-Touren spontane Schätze geborgen, die dann unmittelbar nach Auffindung in den laufenden Bauprozess integriert werden.

Kurzfristig oder zufällig aufgetriebene Schaltafeln werden postwendend zu Repliken klassischen Möbeldesigns weiterverarbeitet, Turnhallenfußböden aus hochwertigem Eichenparkett veredeln das UdN-Studio oder finden beim Innenausbau von Schlafkapseln im Hotel? Wilhelmsburg eine neue Bestimmung. Großformatige Transport-Boxen für Straßenlampen tauchen an den unwahrscheinlichsten Stellen wieder auf: als Brücke ins Dachgeschoss, als Bettkasten, als Wasserrutsche oder als Hochbeet im UdN-Küchengarten.

Eine ergiebige Harvesting-Tour mit großer Ausbeute ist nach UdN-Baustellenstan-

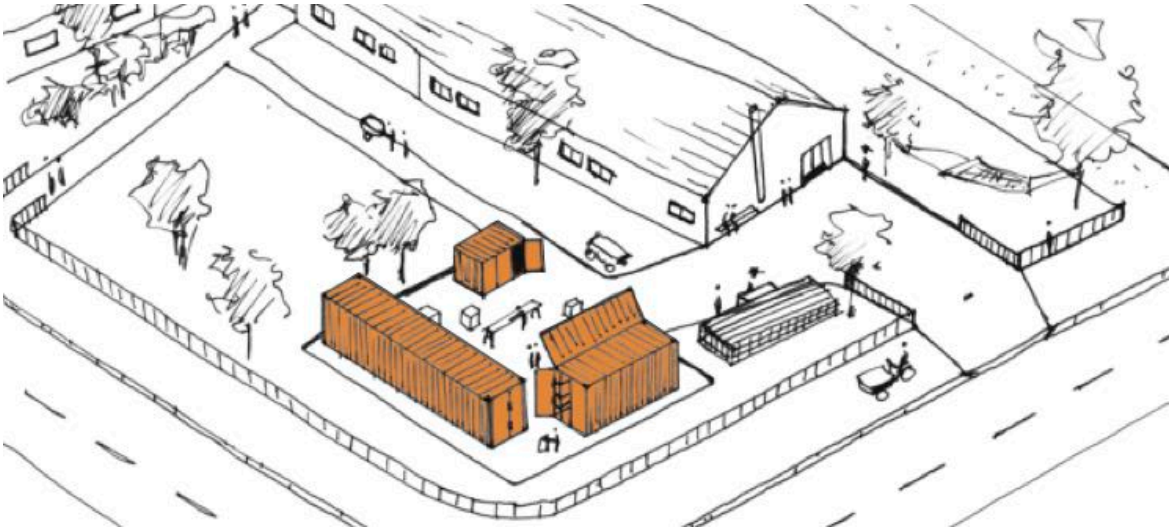
dards eine Art Volltreffer und löst bei allen Beteiligten Glücksgefühle aus, als fielen Ostern und Weihnachten auf den gleichen Tag. Sie ist aber auch immer ein Abenteuer, man weiß nie genau, was einen hinter den toten Fenstern der Abbruchhäuser erwartet. Psychedelische Tapetenorgien, der Kampf mit dem Schimmel oder das Wettrennen mit dem Asbestsanierungsteam der Abbruchfirma.

Und dann ist da das grenzenlose Erstaunen, über eine Gesellschaft, die einfach alles wegwirft. LKW-Ladungen voll neuwertigen Span-, OSB-, oder Schichtholzplatten – die hochwertigen Überreste einer Unzahl Präsentationsstände nach nur lächerlichen fünf Tagen Einsatz auf der Hamburger Messe. Oder eine ganze Wohnzeile voll Einbauküchen samt intakten Spülen, Herden und Kühlschränken in einer Abbruchmaßnahme in der Rotenbaumchaussee. In einer der Küchen finden wir einen nagelneuen, unbenutzten Bosch-Elektroherd, die ungelesene Bedienungsanleitung noch eingeschweißt hinter der Backofenklappe.

Up-Cycling

Autoren:
Hans Vollmer, Kai Dietrich
Studierende Urban Design

Im Rahmen des Urban Design Project 3



Das Projekt Up-Cycling in lokaler Produktion geht aus der Motivation hervor, städtische (Material)Ressourcen effizienter zu nutzen, um lokale Kreisläufe und soziale Beziehungen anzuregen. Up-Cycling beschreibt dabei den Prozess der In-Wert-Setzung von Abfällen, Nebenprodukten und Umsonstmaterialien. Durch den Einsatz von Kreativität und praktischem Wissen erhält das (scheinbar) nutzlose Material eine neue Funktion. Lokale Produktion integriert dabei Wissens- und Materialarbeiter, wobei vor allem letztere im Fokus unseres Interesses stehen. Wir sehen in der Re-Lokalisierung von materieller Arbeit und dem Up-Cycling eine Diversifizierung der städtischen Berufs- und Arbeitsfelder und eine Urbanisierung von Quartieren. Widmet man sich den Ressourcen der Stadt und erschließt Material, um es verfügbar zu machen, wird eine Zwischenspeicherung notwendig. Unser Konzept des „Gemeinsamen Speichers“ (Stock) meint die Kollektivierung unterschiedlicher Nutzer um die Zentralität eines Lagers, einer Plattform, eine Börse, einem Ort der Produktion und des Austausches.

UdN als Prototyp

Während einer intensiven Arbeitsphase an der Universität der Nachbarschaften haben wir begonnen, die UdN als einen möglichen Ort für unser Konzept des "Gemeinsamen Speichers" zu denken. Sowohl das Gebäude an sich, als auch der Einsatz von Baumaterialien folgten hier bereits dem Gedanken eines Re- und Up-Cyclings, wie wir es verstehen. Man arbeitet mit dem Bestehenden und macht es wieder nutzbar. Dazu kommen die Heizungsanlage und das Eichenparkett aus einer alten Turnhalle, die Küche ist ein Konglomerat aus Paletten und alten

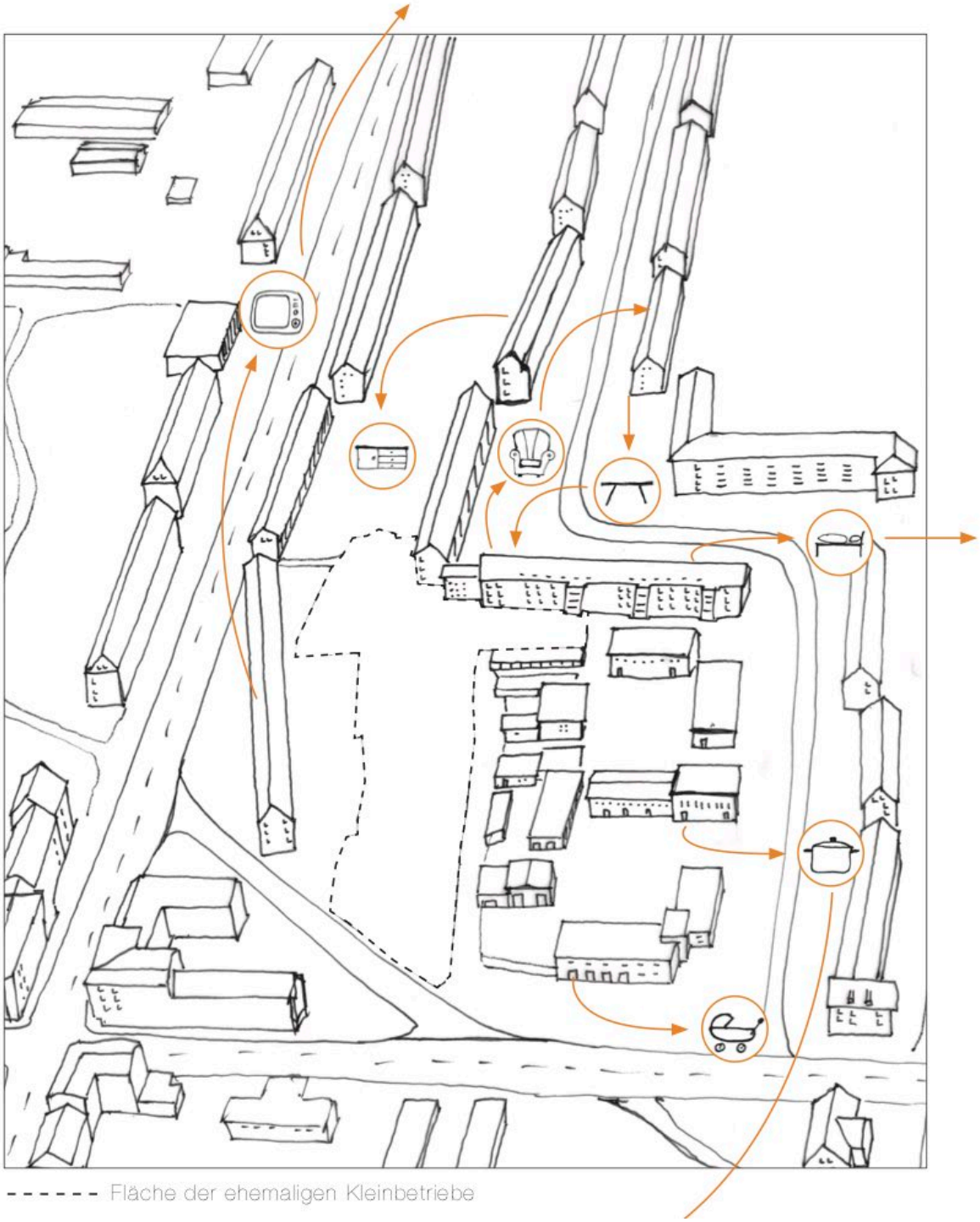
Möbeln, die Heizkörper wurden aus einer Abbruchbaustelle gerettet und Geschirr sowie Besteck kommen aus einer Tauschaktion mit den direkten Nachbarn.

In unseren Untersuchungen der lokalen Materialströme auf Wilhelmsburg finden wir außerdem heraus, dass viele Bewohner, vielleicht auch aus Ermangelung eines Recyclinghofes, bereits Dinge tauschen und Materialien wieder verwenden. Treppenhäuser, Gehwege und Innenhöfe werden zu informellen Tauschbörsen für Gebrauchtes.

Als einen möglichen Prototypen des Gemeinsamen Speichers schlagen wir für die UdN ein Lager in Kombination mit einem Werkhof vor, der folgendermaßen funktionieren könnte.
Die UdN verfügt über eine große befestigte Parkplatzfläche, die im Moment lediglich als Standort für einen kleinen Werkzeugcontainer dient. Diese Fläche kann durch einen 20-Fuß- und einen 40-Fuß-Container ergänzt werden, die dann eine Hofsituation bilden. Der Hof ist sowohl zum Be- und Entladen als auch zur Bearbeitung von Material geeignet. Die Fläche liegt unmittelbar an der Kreuzung zweier Quartierstraßen und wird somit Öffentlichkeit und ein Interesse bei den Passanten und Nachbarn erzeugen. Den hohen Bedarf nach Werkräumen und trockenen Lagerflächen lässt sich in Wilhelmsburg z.B. an der hohen Aktivität bei den Garagenhöfen ablesen. Der Werkhof kann dabei die Funktion einer neuen Schnittstelle zwischen studentischen Aktivitäten und denen der Nachbarn herstellen. Über Aktionen wird theoretisches und praktisches Wissen ausgetauscht und angewandt. Kinder und Jugendliche können mit dem Material experimentieren und ihre eigenen Dinge herstellen. Das jährliche Baumhausprojekt an der UdN ist dabei nur ein Beispiel, das zeigt, wie hoch das Interesse der Kinder ist, etwas herzustellen. Gleichzeitig entwickeln alle Beteiligten im Umgang und in der Auseinandersetzung mit dem Material ein Bewusstsein für dessen Wert.

In der Zwischenzeit wurden im Hof der UdN unterschiedliche Ansätze getestet. Die erste Umsetzung war der Bau eines kleinen Palettenhauses, ein Materiallager, das sich schnell und einfach aus dem Modul der Einwegpalette zusammenbauen lässt und dabei weiteren Materialien als Lagerraum dient. Im laufenden Projekt Hotel? Wilhelmsburg wurden außerdem sogenannte Harvesting Maps (Erntekarten) erstellt, die den Standort und die Verfügbarkeit von Baumaterialien systematisch aufzeichnen. Die geernteten Materialien wurden dann im UdN Hof zwischengelagert und auf der Baustelle des Hotels weiterverarbeitet.

Die Erfahrungen zeigen heute, dass der Speicherplatz immer zu klein ist, um alle "interessanten" Materialien aufzunehmen. Gleichzeitig werden immer Dinge zugetragen und angehäuft, die nie eine sinnvolle Verwendung finden werden. Es bedarf also einer permanenten Strukturierung und sensiblen Selektion der Materialien durch "Experten" in Abstimmung mit den projektierten Vorhaben, damit der Speicher auch eine wirkliche Ressource darstellt.



------ Fläche der ehemaligen Kleinbetriebe

Arbeitswelten

Autor:
Benjamin Pohl
Co-ProduzentInnen:
Hans Vollmer, Videographer
Elke Rieger, Videographer
Inga Schönbeck, Videographer
Malte Stehr, Videographer
Oliver Abina Kwasi, Videographer
Linda Fischer, Videographer
Emiliya Popova, Co-Cutter
Roman Pfister, Videographer

Im Rahmen des Seminars IKP - Interkulturelle Praxis „Explore Wilhelmsburg“, betreut durch Bernd Kniess und Ben Pohl.



In einem einwöchigen Workshop mit einem interdisziplinären Team von neun ForscherInnen mit Hintergründen in Architektur, Design und Planung, wurden die Arbeitswelten von Wilhelmsburg videografisch erkundet. Von den ersten Versuchen, über den Feldzugang, ein Selbstexperiment, den Schnitt, bis zur Aufführung eines 45-minütigen Filmes, dauerte es genau 5 Tage. Die Erkundungen führten zu einem facettenreichen Einblick in die Vielschichtigkeit der lokalen Arbeitswelten, provozierten reflexive Äußerungen zum Begriff „Arbeit“ und legten diese sicht- und hörbar einem Publikum von Protagonisten, Nachbarn, Studierenden und IBA--Mitarbeitern frei.

Trailer: http://vimeo.com/64589140

Made in... Lokale Praktiken urbaner Produktion

Autoren:
Tabea Michaelis, Ben Pohl
Studierende Urban Design



Call for Entries / Forschungsfokus

Ob man sich nun Gedanken über die »postfossile Stadt«, über die Auswirkungen des »Ende der Lohnarbeit« macht, oder die unübersehbaren Graswurzelbewegungen des Urban Farmings, den Boom der Handarbeit oder die Erfindungen in den High-Tech »Fab-Lab« des Massachusetts Institute of Technology (MIT) genauer betrachtet – es gibt viele aktuelle Ansätze, die die These einer »Re-Lokalisierung der Produktion« in Städten in diesem Zusammenhang als durchaus sinnvoll erscheinen lassen. Mit dem Fokus auf die materielle Produktion in der nachindustriellen Stadt wollen wir in Kooperation mit Civic City und dem Fachbereich Urban Design der HafenCity Universität Hamburg die Potenziale lokaler Produktionsformen in transdisziplinärer Arbeitsweise erforschen. Mit dem Laborthema »Made in … lokale Praktiken urbaner Produktion« wurde das Ziel verfolgt, über die »kreative Stadt« hinaus an neuen ökonomischen, räumlichen und soziokulturellen Ideen zu arbeiten. Dabei sollte auch das vorhandene praktische Wissen und das Netzwerk der lokalen »Experten des Alltags«in die Prozesse der gegenwärtigen Stadtproduktion miteinbezogen werden. Dabei konzentrierte sich das Labor

auf das zentrale Randgebiet Hamburgs: die Elbinsel.

Ensemble der Motive

Nach der Exploration der Elbinsel und den ersten Inspirationen sind wir am dritten Tag dazu übergegangen, uns unsere Motive und Interessen für die weitere Arbeit im Labor vorzustellen. Als Grundlage für die spontanen Gedankenskizzen dienten uns weiße A5-Karteikarten. Carte blance oder rien ne va plus. Die einzelnen Karten wurden nacheinander an die Motivwand gehängt und durch die Teilnehmer_Innen in kurzen Performances erläutert. Es gab keine festgelegte Reihenfolge der Kurzpräsentationen. Vielmehr bildete sich durch die Contents der Autor_Innen eine spezifische Abfolge, die die Motive impulsartig aufrufen ließen. Dabei bauten die Motive aufeinander auf und lenkten mit ihren Aspekten den Diskurs in verschiedene Richtungen. Inhaltliche, thematische oder konzeptionelle Überlagerungen, Assoziationen und Synergien der einzelnen Fragestellungen und Thesen wurden binnen weniger Sekunden und Stunden erkennbar. Die Motivwand war für die späteren Ausrichtung der sieben motivgebildeten Forschungsgruppen ein wichtiges Tool. Primär drehten sich viele Motive um die Frage, wie man die bestehenden, lokal-spezifischen Ressourcen (re-)aktivieren und sichtbar machen kann. [»Vernetzung von lokalen Kompetenzen in der Nachbarschaft« / »Vorhandene Ressourcen bündeln« /»Lebendiges Archiv des Wissens und Könnens – Bank und Marktplatz des sozialen Kapitals«.] Dabei waren auch ökonomischen Aspekte – wie beispielsweise folgende key words zeigen – relevant: [»Produktionsbeteiligung – Emptiness: provoke production?« / »Lokale Akteure als wirkliche Experten« / »Werte-> Wertaufbewahrungsmittel« /»Tauschwirtschaft« / »Umsonstmaterial - Was fällt an Abfall an?«] Ein fokussierter und neugieriger Blick auf den Alltag und dessen Phänomene zeigte sich bei Stichpunkten wie: [»Stadt als soziale Praxis – Wie kann Stadtforschung auf Basis von Indizien funktionieren? Wants of people versus Needs of People? « / »Warten.« / »Alltagswege – Transportmittel, Hilfsmittel und Grenzen der Mobilität?« / »Jam Session der Lebenswelten«]. Die Suche nach den kulturellen Eigenheiten oder der Inselidentität sowie den lokal--spezifischen Potentialen wurden wiederholt thematisiert, ebenso wie deren sozial-räumliche Vernetzungmöglichkeiten: [»Suche nach place unique – Autonomia de Identidad« / »Indifference schafft EMOTIONAL BOUNDARIES« / Insulanermentalität: Abgrenzung, Innen versus Außen, Wasser versus Land, gut? schlecht?«/ »Wasserinselgrünsarmutsaussenansicht «.] Sensibilisiert waren viele Teilnehmer_Innen bereits auch in Hinblick auf die Aktivitäten der IBA und deren Inselkampagne. Sodass zurecht gefragt wurde: [»Wer bestimmt, wie Wilhelmsburg sein soll? – Einwohner oder Außenstehende?«] Aber braucht es wirklich eine Imagekampagne? Braucht Wilhelmsburg gerade uns? Nein! [»Wilhelmsburg ist kein Patient. Wir sind keine Ärzte. Wir wollen nicht heilen, impfen. »Wir können lernen!«.] Auch die Sorge, dass wir mit unseren Forschungsinteressen und Motiven einen touristischen (und womöglich nachhaltigen) »Sichtbarkeitskrieg« in Wilhelmsburg führen war groß und wurde später in den Projektgruppen bewusst aufgegriffen und intensiv verhandelt. Doch wie kommen wir ins Spiel – in einen ebenbürtigen Austausch/Dialog mit den Insulanern? Erste Ansätze dafür waren in einigen Motiven angelegt: [»Impulsproduktion – Impulse erzeugen, um eine Kommunikation unter uns und den Bewohnern zu stimulieren«/ »Contact Zone für

Dialoge – Interface« / »Gehsteig als Kommunikationsraum« / »Participate in… in this region« / »Lernen aus der Kontextverschiebung.« »Projekt für alle: Zaun abreißen.«] Die Frage nach unserer Rolle und welche Haltung wir gegenüber dem Forschungsfeld einnehmen war ebenso Gegenstand der Diskussion wie die Frage nach Transparenz und Offenheit in unserem Think Tank: »Schluss mit Flüstern und Tuscheln. Lassen wir das Labor explodieren: Grenzen verschieben, Wände durchbohren – die UdN sprengen!«

Möglichkeitsraum: LABOR

Das Labor war für uns ein offener, dynamischer Denkraum – ein Ideenraum. Möglichkeitsraum. Ein experimenteller Ort, an dem wir Fragen und Thesen zu einer verstädterten Gesellschaft schärften und Projekte für die gegenwärtige Stadt in Zukunft entwickelten. Eine temporäre Denkfabrik bestehend aus kleinen motivbasierten Forschungseinheiten, welche sich das Forschungsgebiet auf theoretischen und/oder praxisbezogenen Weisen fragend und beobachtend erschlossen. Im Crowdsourcing-Prinzip haben wir vor Ort Wissen produziert, gebunden, angehäuft, dieses auf verschiedenste Weisen am Ort wiederholt eingespielt und in einem rekursiven Austausch weiterentwickelt. Wobei wir aktiv im Feld oder phasenweise zurückgezogen in unserer Forschungsstation UdN die lokalspezifischen Eigenheiten untersuchten und in unseren Arbeiten weiter ausformulierten. Durch die angelegten Reflexionsebenen blieb der gemeinsame Laborprozess für alle Beteiligten nachvollziehbar und transparent. Unser Wissen stand und steht nach wie vor allen zur Verfügung. Die Konzentration und Intensität der Auseinandersetzungen und Aushandlungen war sehr hoch, die Motivation in nur kurzer Zeit sich mit der Komplexität auseinander zusetzen. Learning from wurde zu einer der wichtigsten Methoden im Labor. Learning from each other – und das auf Augenhöhe. Doch eine der größten Herausforderung bedeutete sich in dieser kurzen vorgegebenen Zeit auf die unterschiedlichen Teilnehmer_Innen und ihren Herangehens – oder Sichtweisen einzulassen, sich untereinander im interkulturellen Prozess zu verständigen. Um sich über das gemeinsame Forschungsinteresse hinaus kennenzulernen bildete der gelebte Alltag in der UdN mit dem morgendlichen Frühstück und den
abendlichen Küchensalons eine wichtige Voraussetzung dafür. Die offene und großzügige Küche in der UdN spielte eine zentrale Rolle. Indem wir uns dort zum Kaffee trinken, Frühstück zubereiten oder zum Kochen trafen, kamen wir über diese alltäglichen Praktiken – das repetitive Tun in einen engen Austausch. Ein Dialog, welcher bis heute anhält. Dass die UdN aber nicht nur zu den abendlichen Küchensalons für Freunde, Nachbarn und Interessierte geöffnet sein sollte, wurde sehr schnell und zu Beginn unter den Laborteilnehmenden ausgehandelt. »Schluss mit Flüstern und Tuscheln. Lassen wir das Labor explodieren: Grenzen verschieben, Wände durchbohren – die UdN sprengen!« Wiederholt kamen Personen (zufällig oder bewusst) aus der Nachbarschaft, die sich für unsere Arbeit und Leben im Labor interessierten. Wir luden sie zum Mittagessen oder auf einen Kaffee mit Schnaps ein, wobei wir auch das Missverständnis ausräumen konnten, dass wir keine ‚instrumentalisierte' IBA Veranstaltung waren, sondern einen ebenbürtigen Austausch mit der Nachbarschaft und Teilnehmer_Innen suchten.

Mutfak Salnou – Salon de cuisine – Kitchen Salon

Die anfängliche Kritik, dass unser Labor womöglich ein elitäres und geschlossenes Think Tank werden könnte, dass invasionsartig in Wilhelmsburg einfällt und ebenso schnell wieder davonzieht, haben wir nicht nur während der Konzeptionsphase, sondern auch während des Labors vor Ort sehr ernst genommen. Wir waren keine Tagestouristen, die morgens auf die Insel und abends wieder Richtung Innenstadt reisten. Nein. Wir wollten Alltag, und zwar den ganzen Alltag auf der Elbinsel. Wir waren zwar temporäre Nachbarn, aber ja – wir waren da. Eine Woche Permanenz in der Universität der Nachbarschaft. Im gesamten Prozess waren wir forschende Wohnende und wohnende Forscher_Innen. Wohnen als Praxis. Allerdings war uns bereits durch vorangegangene Erfahrungen bewusst geworden, dass Nachbarsein kein passiver, sondern einen aktiven Zustand bedeutete. Etymologisch leitet sich Nachbarschaft von ‚nahgebur', der ‚nahe Bauer' ab. Demnach ist damit die räumlich nahe wohnende Personen zu verstehen. Lewis Mumford führt 1967 dazu aus »Die Gemeinsamkeit des Ortes ist vielleicht die ursprünglichste der sozialen Bindungen, und im Gesichtskreis seines Nachbarn leben die einfachsten Formen der Vergesellschaftung.« Was folglich bedeutet, dass Nachbarschaft sich nicht nur von den territorialen Begebenheiten ableitet, sondern sie auch deren Bedingungen darstellt (vgl. Dell; Kniess, S. 2). Diese Bedingungen sind gegeben – gleichzeitig wollten wir den Begriff Nachbarschaft erweitern, ja öffnen. Nachbarsein betrachten wir als Perspektive, von welcher wir aus das Forschungsgebiet – die Elbinsel auf ihre lokalen, sozialen und ökonomischen Produktionsprozesse hin betrachteten. Während des Labors ging es uns also nicht nur darum, mit Herrn ‚Sowieso' vom Wohnhaus ‚auf der anderen Seite' in einen Dialog zu treten, der nicht nur einen Hund sondern auch die Angewohnheit hat, vornehmlich vormittags laute Musik bei geöffnetem Fenster zu hören; oder mit den Schulkindern ins Spiel zu kommen, die den UdN Vorgarten als Abkürzung auf ihren Nachhauseweg nutzen. Doch wann und wie öffnet man ein solches Labor, dass es sich auch zum Ziel gesetzt hatte, einen wissenschaftlichen Diskurs über die UdN und Elbinsel hinaus zu führen? Das Format des abendlichen Küchensalons ermöglichte genau den von uns gesuchten nachbarschaftlichen Austausch. Die UdN war Forschungsstation und Plattform zugleich. Der Küchensalon als Schnittstelle zwischen dem hochkonzentrierten Labor und den site-specific Alltagswirklichkeiten, ergab den gewollten programmatischen Perspektivenwechsel im fortlaufenden Prozess. Zu den Salons, die unter besonderen Fragestellungen stattfanden, waren auch die ‚benachbarten' Institutionen (IBA, HCU, Bürgerhaus Wilhelmsburg, …) oder Gruppen (Vereine) eingeladen. Ausgewählte Beispiele lokaler, mikro-ökonomischer oder sozikultureller Konzepte, wie Fab-Lab Initiative St. Pauli, Premium Cola (Uwe Lübberman), Bürgerhaus Wilhelmsburg (Bettina Kiehn) gaben verschiedene Einblicke in unterschiedliche Haltungen und deren lokalen Produktionsprozesse. Persönliche und mehrsprachige Einladungen dazu erfolgten vor Beginn und während des Labors durch die verschiedenen Laborteilnehmer bzw. der Initiatoren. Die ‚räumliche' Nähe dehnte sich auch über die Elbinsel hinaus. Wir suchten die praxisbezogene, urbane Nachbarschaft. Die Frage, inwieweit uns die Sprengung, die Öffnung und die (Durch-)Mischung von privaten und institutionellen Nachbarn geglückt ist, bleibt von anhaltendem Interesse für uns Initiator_Innen des WilhelmsburgLabors. Die Gruppe ‚Cariba' leistete für die Transparenz des Labors zudem einen wesentlichen Teil. Ihr Motiv war es,

das Labor in das Gebiet hinaus zu tragen. Mit ihrem selbstgebauten Piratenschiff machten sie sich auf die Suche nach Inselbewohnern und ihren Welten. Von ihren ausschweifenden Streifzügen brachten sie oftmals Gäste mit in die UdN. Auffallend war es, dass einige Gäste wiederholt zu den öffentlichen Anlässen vorbeikamen und dabei ihre Sichtweisen in die Diskussion mit einbrachten. Für die Laborteilnehmenden boten diese Gespräche und Diskussionen eine Schärfung und einen Abgleich mit den eigenen Forschungsfragen und Motiven. Wiederholte und bewusst initiierte Reflexionsschlaufen für die Gedankenansätze und Modelle. Rückblickend betrachtet war der Küchensalon eine wichtige Unterbrechung und Belebung für den gemeinsamen Arbeitsprozess.

La table d’hote

Der lange Tisch in der Mitte des großen Saals hat – wie sich im Nachhinein zeigt – eine wichtige Rolle im Forschungsalltag gespielt und übernommen. Wichtig, weil zentral, wichtig weil konstant, wichtig weil vielseitig gebraucht. Tischlein deck dich im Wechselspiel lebhafter Diskussionen, intensiver Besprechungen oder stiller Konzentration. Entlang der Tafel kam es wiederholt zur Produktion vielseitiger »Tischgemeinschaften« und interkultureller Tischnachbarschaften. Wissen, Fragen, Ideen wechselten die Seiten, tauschten sich aus. In between. Gläser wurden gefüllt und geleert. Das gemeinsame, mehrmals tägliche Essen mit unseren Gästen stand genauso im Mittelpunkt wie der unmittelbare Erfahrungsaustausch. Am Tisch begann der Alltag, am Tisch endeten meist die Nächte und schließlich auch der Workshop. Der Tisch und seine Tischdecke zeichneten dabei in lautloser, konstanter, fragmentarischer Weise neben den hinterbliebenen Spuren aus Kaffee, Rotwein und Brotkrümeln die zahlreichen Dia- oder Monologe in Form von Scribblings oder Notizen auf der rauen Papieroberläche auf. Und für uns unübersehbar fest.


BioCompany
Don Matteao Restaurant
Lotse Marmelade
Bäckerei Hölzl
Atilim Supermarkt
Schumacher Fischladen
Kismet Bäckerei
Torrefaktum
Lindenbazar
Kochkunst Passage
Läden
Küchensalon
Vom Recht auf Produktion
Kruse Milchprodukte
Lieferanten
Wertaufbewahrungsmittel
Fab Lab
»Phänomen und Indiz«
KüchenSalon
Zitatenkatalog/Bastian Lange/Governance der Kreativwirtschaft
Mathias Görlich
Rainer Steurer
Karoline Birkeli
Wertaufbewahrungsmitteln
Support
Re-Lokalisierung
Anna Matter
Dérive
Skill City
Johanna Goetz
Crafting
Matthias Görlich
Wilhelmsburg
Fabulous St.Pauli
Bernd Kniess
Daniel Glaser
Ruedi Baur
Hans Vollmer
Sebastian Bührig
Free Willy
Motiv
Franziska, Sweet Ho
ZHdK
HCU Hamburg
Made in ...
Think Tank
Urban Design
UdN
Alles klar? Nein! Blog
Auf gute Nachbarschaft
Samen
Simon Hüsler
Tabea Michaelis
Open Product
Thomas Knüsel
nsburgLabor
„Experten des Alltags"
Theresa Schütz
Materieller Produktion
Stefanie Gernert
Cradle to cradle
Lukas Geisseler
Köche
Holm Friebe
Carolin Rauen
Phänomen und Julia Paaß
Hauptseite
Crowdsourcing
Uwe Lübbermann
Ingrid B
Transformative Architektur
Arlett Manzke
Diese Wörter
Werte
Vernissage
Mücke, Fischhaus S
Made-in Keywords
Michele Sbrissa
Kulturelles Kapital
Sichtbarkeitskriege
Hubert Klumpner
Daria Tchaplmke Plinta
Währung
Eva Guerralujan
Christopher Dell
Prosumenten
Bettina Kiehn
Making, Crafting und Up Cycling
Creative Commons
HafenCity Universität Hamburg (HCU)
Trade School
Robin Resch
Labor
Schlumpp Wochenmarkt
Eva-Maria Würth
Institut für Urban Design
Märkte
Civic City Inputs
Experten des Alltags
Zitatenka
Anne Saint Jean
Open Source
Elke Rieger
Up-Cycling
Arbeit
Stübenplatz Wochenmarkt
Alexander Jabs
St. Georg Wochenmarkt
Making
Fab-Lab

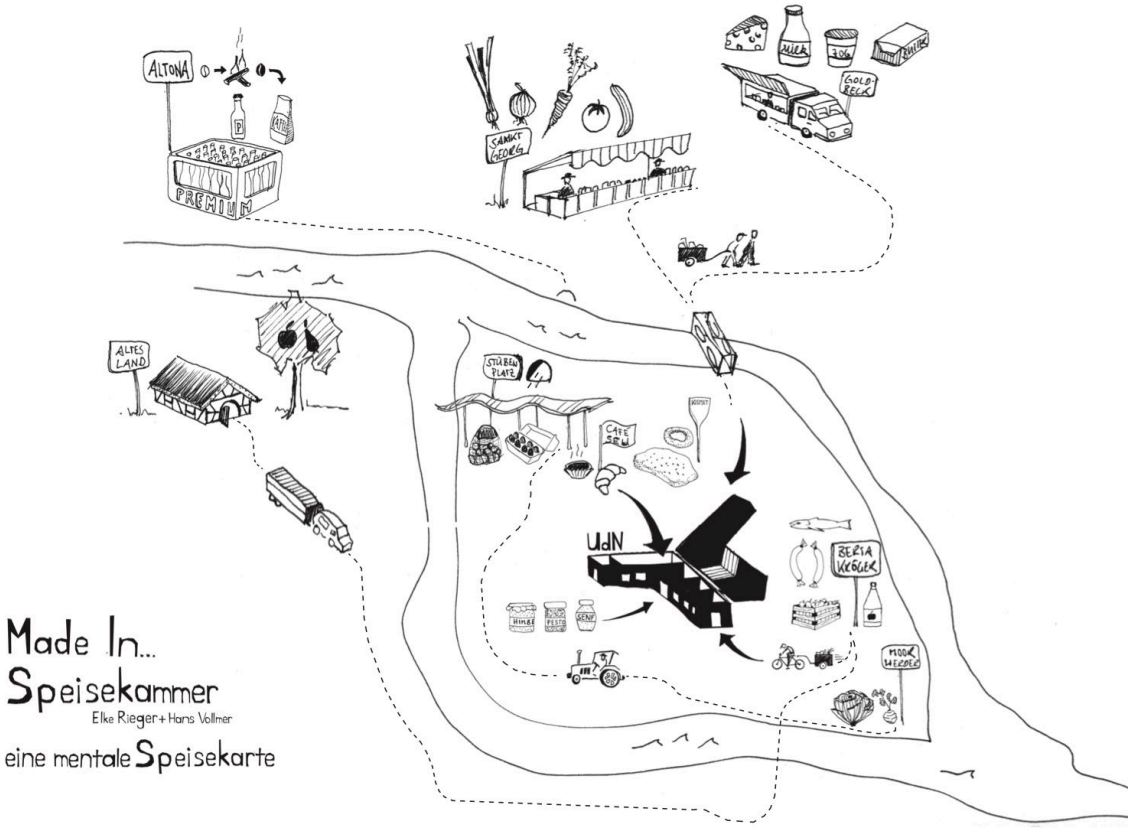
Speisekammer

Autoren:
Hans Vollmer
Studierender Urban Design

Im Rahmen des Workshops Made In...



Das Team der Speisekammer kümmert sich vor und während des Labors Made in... um lokale Lebensmittelquellen. Nahrungsmittel und Essen als lokaler Anknüpfungspunkt ist hier besonders wichtig. Mit dem Konzept der Speisekammer und der lokalen Lebensmittelbeschaffung wollen wir die Ökonomie vor Ort stärken und gleichzeitig ein be- ständiges Netzwerk mit lokalen Produzenten aufbauen. Die Geschäftsbeziehungen sollen auf gegenseitige ökonomische, aber auch soziale Interessen gründen. Unser Ziel ist es, Lebensmittel zu verwenden, die möglichst wenig Transport verursachen, also aus der Region stammen, und aus kontrolliert ökologischer Produktion hervorgehen. Unter diesen Prämissen haben wir in der UdN eine Speisekammer eingerichtet, die 35 Menschen eine Woche lang ernähren wird. Wir verstehen alle dabei entstehenden Kontakte als Beziehungen in die Nachbarschaft und als Anknüpfungspunkte für weitere Kooperationen, Aktionen, Veranstaltungen oder Projekte.



Made In...
Speisekammer
Elke Rieger + Hans Vollmer
eine mentale Speisekarte

PiratenGarten

Autoren:
Katrin Hovy, Franziska Meichelböck,
Tabea Michaelis, Christian Scheler
Studierende Urban Design

Im Rahmen des Seminars
Urban Territories 2

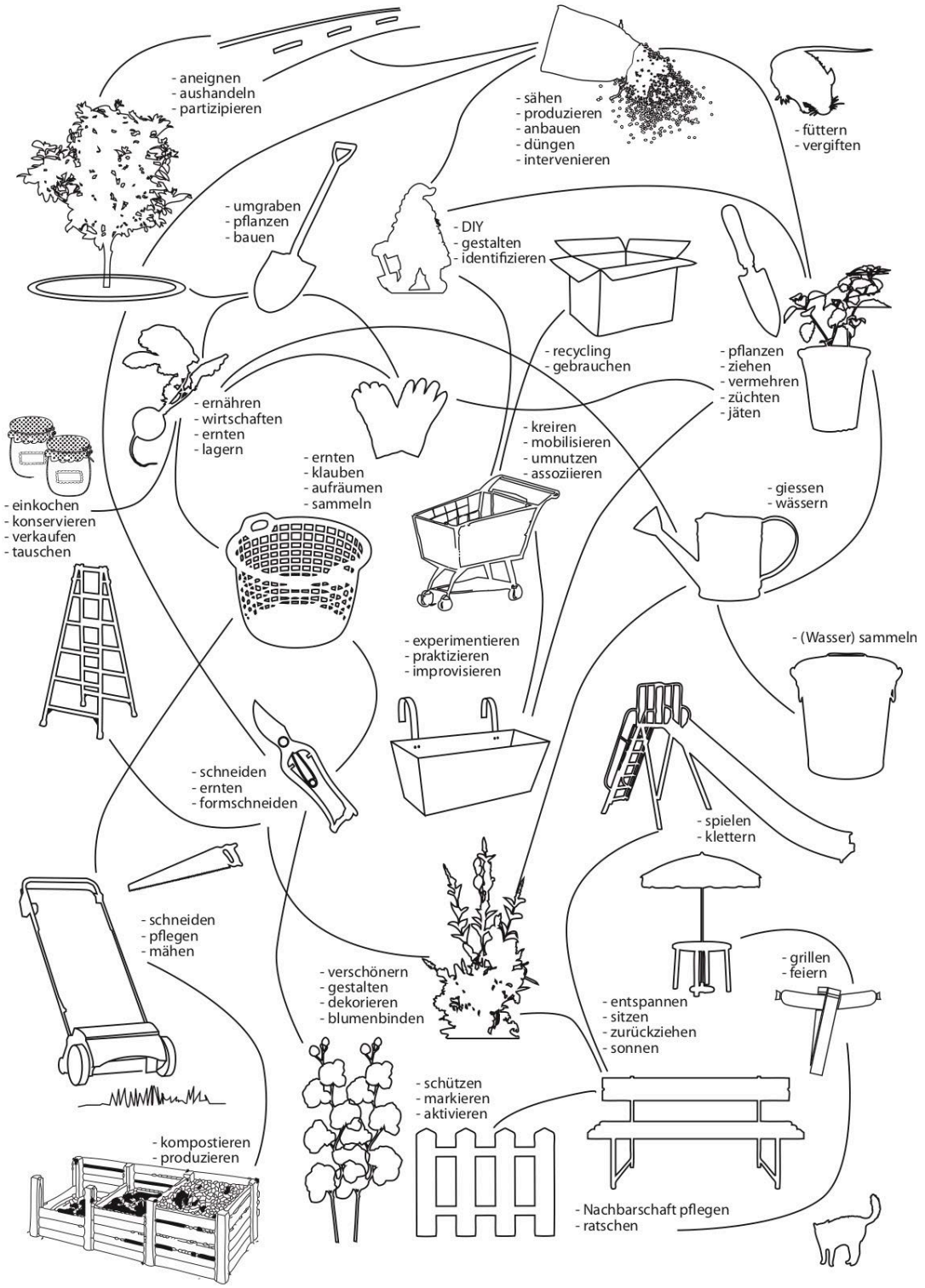


Piratenschiff und Küchengarten - Gedanken und Fragmente

Ein Stück kultivierte Fläche, ein ‚Hortus Conclusus' zwischen dem unbändigen Dickicht aus Brombeerranken, Felsenbirnen, Feldahorn, wilden Narzissen, Holundersträuchern und Brenneselrabatten. Wo finde ich jemals eine Lichtung! Unmög-

lich.

Mein Alltag befindet sich jetzt in der UdN. Die UdN als Forschungsstation und temporäres Zuhause wird auch zu einem Ort des Wäschewachsens, Kochen, Schlafen... Wobei die Küche, das Zentrum des Forschungsalltages bildet. Jedes Mal wenn ich diesen Raum betrete muss ich an Mikage und ihren Lieblingsort in dem Buch »Kitchen« denken. »The place I like best in this world is the kitchen. No matter where it is, no matter what kind, if it's a kitchen, if it's a place where they make food, it's fine with me. Ideally it should be well broken in. Lots of tea towels, dry and immaculate. White tile catching the light (ting!ting!). I love even incredibly dirty kitchens to distraction – vegetable droppings all over the floor, so dirty your slipper turn back on the bottom. Strangely, it's better if this kind of kitchen is large. I lean up against the silver door of a towering, giant refrigerator stocked with enough food to get through a winter. When I raise my eyes from the oilspattered gas burner and the rusty kitchen knife, outside the window stars are glittering, lonely.« (Banana Yoshiomoto 1993; 3f) Aber was wiederum ist eine Küche ohne einen Garten? Nach Michel Foucault ist der Garten das älteste Beispiel einer »Heterotopie aus widersprüchlichen Orten«. Heterotopien sind Orte, »die ausserhalb aller Orte liegen, obwohl sie sich durchaus lokalisieren lassen. Diese Orte sind allerdings völlig anders als all die Orte, die sie spiegeln und von denen sie sprechen.« Mit und durch den Garten betreten wir andere uns (un-)vertraute Orte und bewegen uns durch ‚andere Zeiten' hindurch. Wir spiegeln uns im Garten. Wir wandern zwischen den Zeiten, zwischen den Kulturen. Zudem besitzen »Heterotopien«, so Foucault, die Fähigkeit, mehrere reale Räume, mehrere Orte, die eigentlich nicht miteinander verträglich sind, an einem einzigen Ort nebeneinander zu stellen.« Es scheint phantastisch, schwerelos – unendlich. Wir segeln. Der Garten bildet diese »kleinste Parzelle der Welt und zugleich ist er die ganze Welt. (...) Der Garten ist ein Teppich, auf dem die ganze Welt in symbolischer Vollkommenheit erscheint, und der Teppich ist gewissermaßen der im Raum bewegliche Garten. (...) Wir fliegen. Der Garten wandert mit uns mit. Ein Paradiesgarten auf Achse. Der Garten ein Begleiter. Der Garten, der gleich mit ins Haus zieht und geduldig neben den Kochtöpfen auf seinen Einsatz wartet. Ein Hausgarten – ein Gartenhaus. Dann – unverhofft. Stoße ich auf das verloren geglaubte Fundstück – das ehemalige Piratenschiff. Noch vor zwei Jahren segelte dieser Einkaufswagen während dem »WilhelmsburgLabor! Made in... Lokale Praktiken urbaner Produktion« mit den Wiener Gehsteig-Guerillas über die Wilhelmsburger Trottoirs bis zur HafenCity und zurück. Jetzt aber ist das Schiff neben den Müllcontainern gestrandet. Verloren. Vergessen. Wait! Kurzentschlossen lege ich dieses mit Vlies aus und fülle es mit Erde. Bepflanzt wird das Innere mit verschiedenen Tomatenpflanzen, angezogen von den Erstsemestern. Verschiedene Kräutertöpfe vom lokalen Markt seitlich an den Korb gehängt, Kapuzinerkresse hier und da gesät. In between. PET-Flaschen mit Wasser gefüllt und zwischen die kleinen Tomatenpflanzen gesteckt. Tröpfchenbewässerung. Und dann geht es auch schon gleich los. Eine wilde Rallye immer auf der Suche nach dem sonnigsten Plätzchen beginnt. Der Garten begleitet mich, zieht als Hausgarten bei Gewitter mit uns ins Innere. Wartet als Küchengarten geduldig neben den Kochtöpfen auf seinen Einsatz. Ein Paradiesgarten auf Achse in einem sehr trüben, regnerischen Sommer.


- aneignen
- aushandeln
- partizipieren
- sähen
- produzieren
- anbauen
- düngen
- intervenieren
- füttern
- vergiften
- umgraben
- pflanzen
- bauen
- DIY
- gestalten
- identifizieren
- recycling
- gebrauchen
- pflanzen
- ziehen
- vermehren
- züchten
- jäten
- ernähren
- wirtschaften
- ernten
- lagern
- kreiren
- mobilisieren
- umnutzen
- assoziieren
- ernten
- klauben
- aufräumen
- sammeln
- einkochen
- konservieren
- verkaufen
- tauschen
- giessen
- wässern
- experimentieren
- praktizieren
- improvisieren
- (Wasser) sammeln
- schneiden
- ernten
- formschneiden
- spielen
- klettern
- schneiden
- pflegen
- mähen
- verschönern
- gestalten
- dekorieren
- blumenbinden
- grillen
- feiern
- entspannen
- sitzen
- zurückziehen
- sonnen
- schützen
- markieren
- aktivieren
- kompostieren
- produzieren
- Nachbarschaft pflegen
- ratschen

21

Regieanweisungen aus dem Feld

Autorin:
Tabea Michaelis

Im Rahmen der Masterthesis »Programm Möglichkeitsraum«, betreut durch
Prof. Bernd Kniess,
Prof. Alexa Färber,
Dipl.-Ing. Katja Heinecke
Sommer 2012

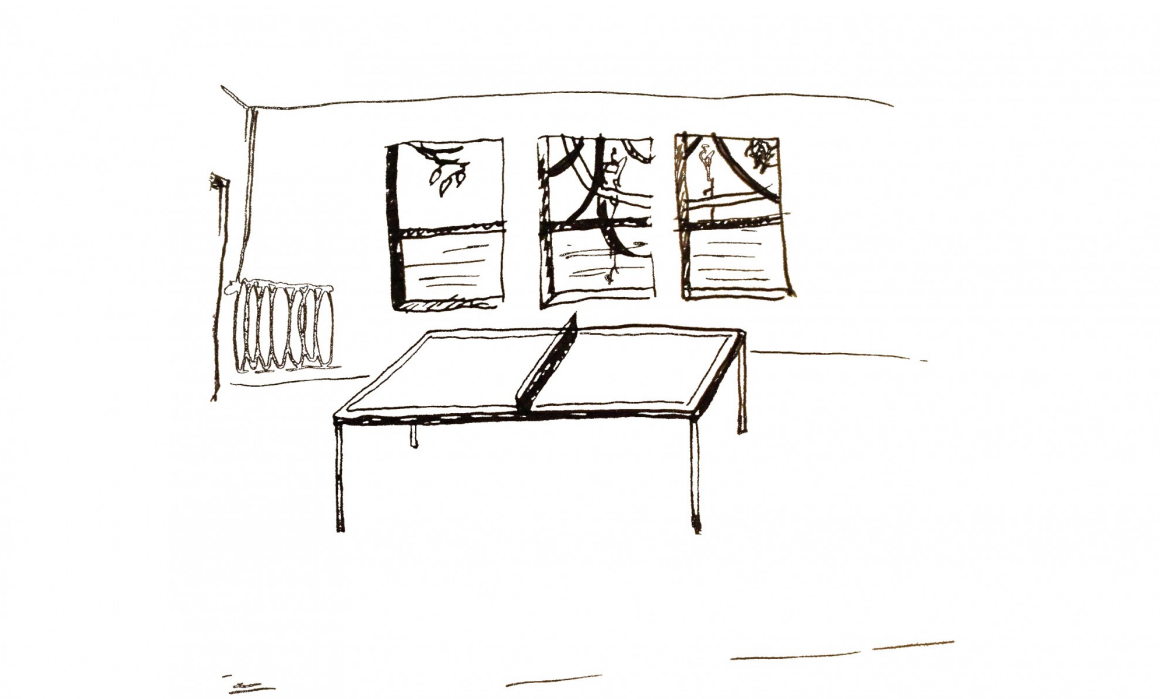
„Hier spricht das Bezirksamt-Mitte. Achtung, Achtung. Ein Bombenblindgänger wurde in der Rotenhäuser Straße bei der Feuerwehr gefunden. Die Entschärfung der Bombe findet heute um 15 Uhr statt. Ab 14.30 Uhr bis 18 Uhr dürfen Sie sich deshalb nicht mehr im Freien aufhalten. Bitte bleiben Sie in Ihren Häusern und halten Sie Abstand zu den geschlossenen Fenstern und Türen. Achten Sie auf weitere Durchsagen und informieren Sie ihre ausländischen Nachbarn. Achtung, Achtung, hier spricht...“

Bitte Sie brauchen ein, Termin um da rein zu gehen.
Befahren des Firmengeländes auf eigene Gefahr.
Einfahrt frei halten. Auf Ampelphase achten.
Videoüberwachung.
Keine Bilder.
Das Hoftor immer schließen.
Das ist nicht gut, raus hier, weg hier!
[im Hintergrund hupt eine Autohupe mehrmals laut und deutlich]
Privatgrundstück betreten verboten!
Kirchdorf Süd nur zum Aussteigen.
No picture, sie ist meine Schwester!
[sie löscht das Bild auf der Kamera augenblicklich]
Auf Vorfahrt achten.
Und.
Achtung Kampfmittelbergung.
Bis ans Ende der Straße fahren, dort beginnt der Radweg.
[eine unsichtbare Stimme dringt über Lautsprecher]
Noch einmal – umkehren und bis ans Ende der Straße fahren, dort beginnt der Radweg.
Hallo!?
[unfreundliche, männliche Stimme aus dem Nichts]
Sie wollen also nicht mit mir kooperieren?
[Security Person steht hinter dem Vorhang; es ist noch dunkel, erstes zaghaftes Vögelgezwitscher ist zu hören]
Sie haben die Mitarbeit verweigert.
Störung Melder 1.

[Melder 1 stört unaufhörlich in regelmäßigen Abständen]
NR 2 alarmiert Polizei
[drei Uniformierte durchleuchten das Zimmer, nehmen Personalien der Anwesenden auf].
Die Bomben detonieren ordnungsgemäss
[die Aktanten sind ausser Rand und Band, sie wacht von der Aktantenparty auf].
Informieren Sie ihre ausländischen Nachbarn!
[das Megaphon verzerrt die Ansage]
Sammelpunkt bei Sturmflut.
Stop.
Fluchtweg gerade aus.
[Ich aber – bleibe].

Eine Tischtennisplatte

Autorin:
Julia Zajaczkowska
Studierende Urban Design & UdN-Bewohnerin



Aus dem Sperrmüllcontainer der benachbarten Grundschule gerettet, nimmt sie nun den größten Raum ein, als hätte sie schon immer dort stehen sollen. Mit einem selbstgebastelten weißen Netz aus Segelplane läd sie je nach Tagesrhytmus mal zum Spielen, mal zum Arbeiten ein, oder wird hochgeklappt als Trennwand genutzt, sollte man sich mal vom restlichen Geschehen des UdN-Betriebs abschotten wollen. Durch die Fenster, durch die man auf die Baumhäuser blicken kann, wird sie von den Nachbarskindern mit großen Augen inspiziert.
In ihrer ursprünglichen Funktion dient sie der Gemeinschaft. Dann, wenn sich plötzlich zehn Leute um sie herum zusammenfinden, teilweise mit Frühstücksbrettern als Tischtennisschläger ausgerüstet, im Kreis laufen und das Spiel beginnen. Eine relativ einfache und niedrigschwellige Form der Konstitution eines, wenn auch sehr temporären „Wirs“.

Der Günstler

Autorin:
Marie-Alice Schultz
Künstlerin und Gast im UdN-Studio



ich, gagarin gastarbeiter günstler
kann behaupten von den vorgängen einiges gewusst
nichts aber beeinflusst zu haben
außer die tragmittel der konstruktion

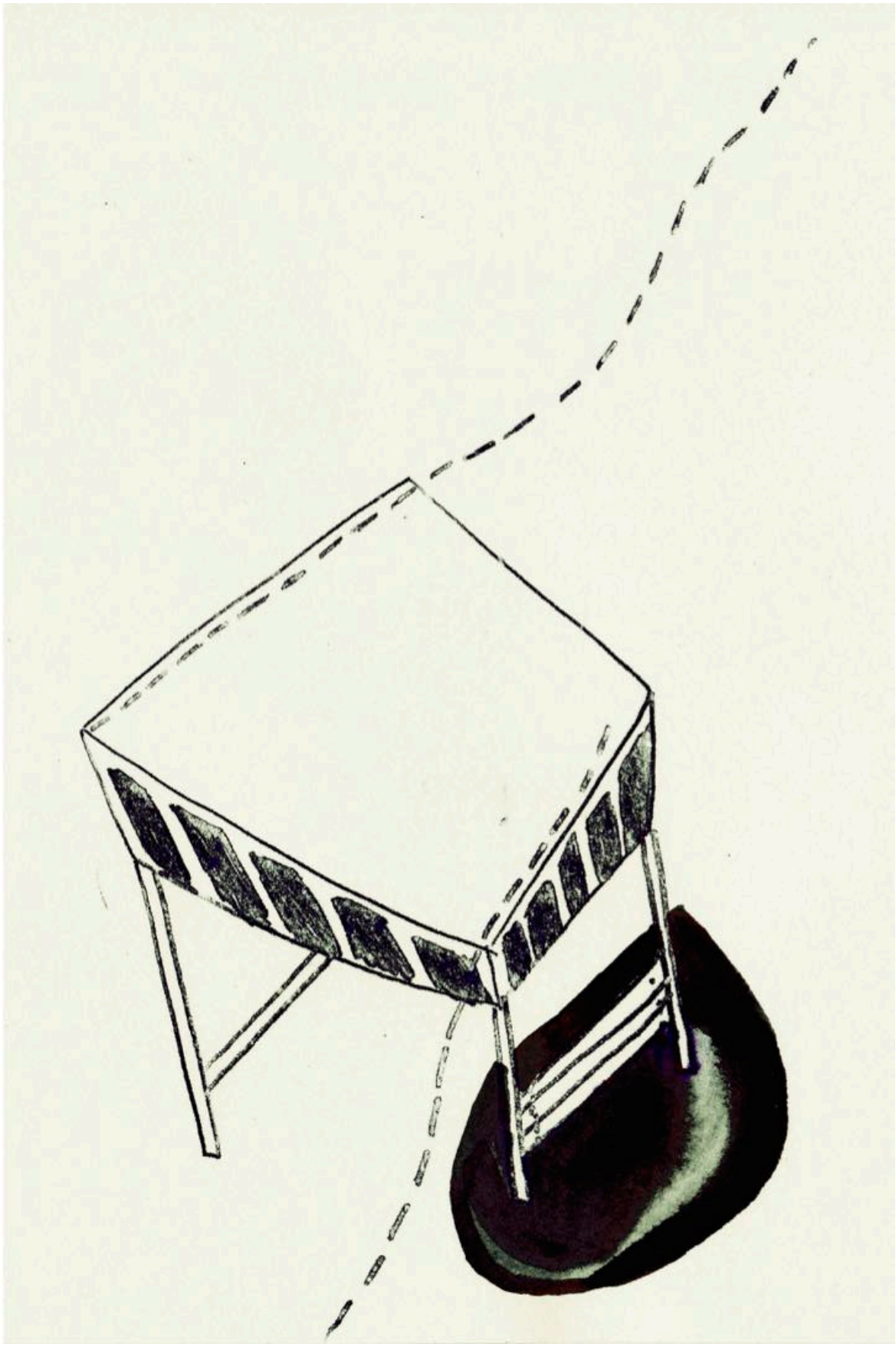
ein gast ist einer, der wieder geht
von niederlassen war keine rede
raumsonden seid ihr
eingeflogen um zu arbeiten
und dann: abflug!
unser land steht
und ihr im weg

eines haben sie gemeinsam
diese forscher des unbekannnten
am ende sind sie
zurückgeworfen auf sich selbst
gewachsen
wieder mal
nur an sich
bricht ab der funk

den kontakt verloren
bleibt der bodenstation nur mehr das betrachten
der entwicklung
genossen, ich brenne

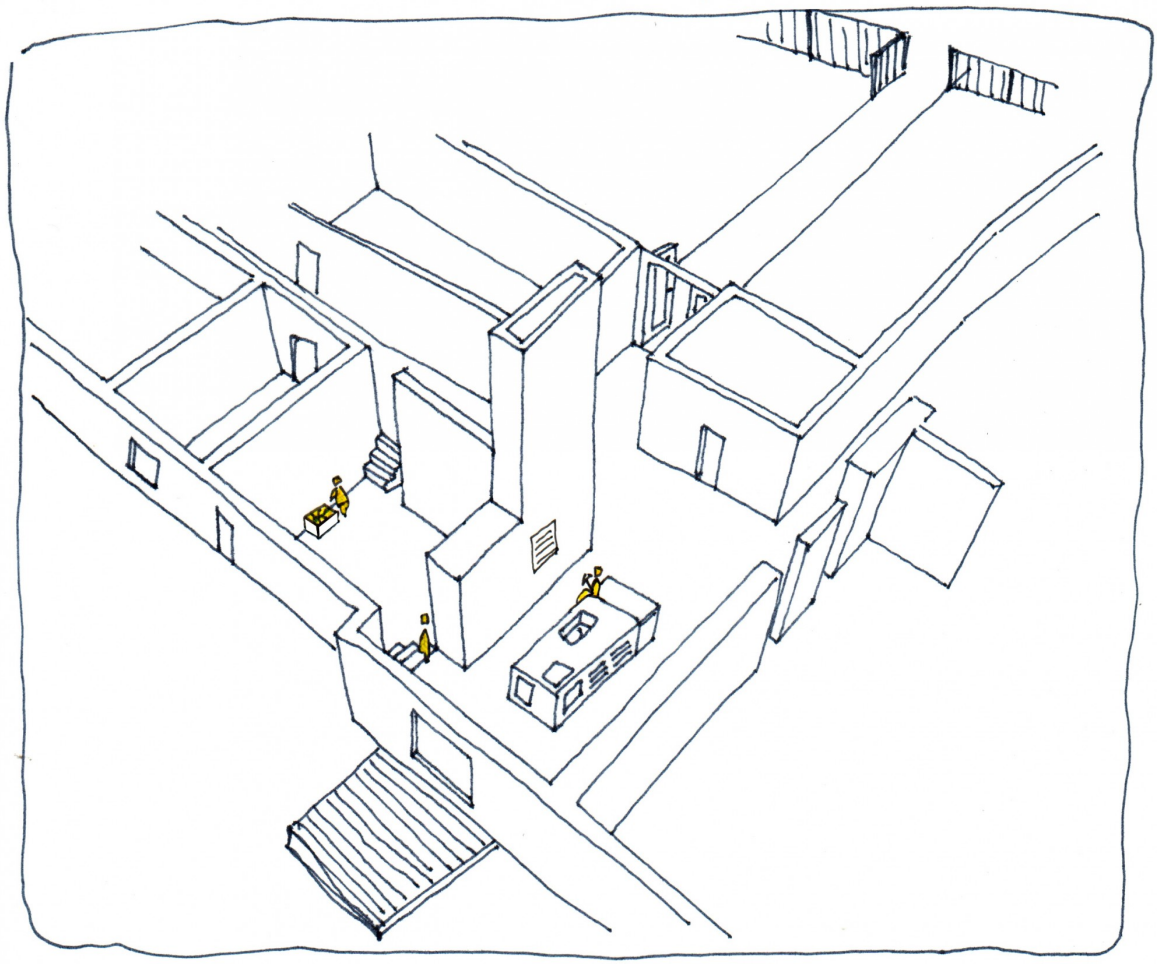
oder ist es das außen, das brennt?
die grenzen sind gewöhnt,
den bezug zu verlieren

abgestellt für die dauer
einer operation
soll ich mich einrichten in der schwerelosigkeit
der übergänge
wieder ein system, das zusammenbricht,
bevor ich es verstanden habe.



Die drei Fragezeichen

Autor:
Hans Vollmer
Studierender Urban Design & UdN-Bewohner



Der Weg vom Gartenzaun zur Tür ist lang, aber die Versuchung ist groß und die Haustür offen. Natürlich nicht alleine, niemals. Aber zu zweit oder zu dritt. Erst langsam und pssst, leise sein! Bis zur Tür, ok? Was ist da? Ich seh nix. Ok, geh du rein. Was ist da? Die Küche. Eine Stimme. Schnell weg, schnell! Warte. Wer war da? Weiß ich nicht, ich hab nix gesehen. Komm, wir gehen nochmal rein. Nein, ich will nicht, das ist doof. Ich geh nochmal. Warte... diesmal gehst du vor. Nein, ich will nicht. Ich geh nach Hause. Nein, komm! Psst, leise! Ist da ein Mann? Ich weiß nicht, hier ist niemand. Vielleicht hier. Ahhhhhh! Hallo. Hallo. Was machen Sie hier?
Eine Zeit lang waren „Die Drei ???“ (drei blonde Schwestern aus der Nachbarschaft) unsere täglichen Gäste in der UdN. Sie haben uns zum Beispiel geholfen, Kisten voller Bananen aufzuessen, die vom Baumhaus-Workshop übrig geblieben waren. Dabei wollte auch die jüngste nie klein beigeben und hat es an Spitzentagen auf fünf Bananen geschafft. Lieblingsbeschäftigung war dabei der Rundlauf durch den Keller mit den zwei Treppen. Nach drei Tagen waren alle Bananen

gegessen, was sie aber keineswegs davon abhielt, weiterhin zu kommen und das Haus zu erforschen. Zum Teil mit gekonnten Ablenkungsmanövern. Weitere Essensausgaben wurden dann hart verhandelt. Es gab eine Limo fürs Hoffegen oder einen Apfel für‘s Ausräumen der Spülmaschine. Dann sind sie irgendwann nicht mehr so oft gekommen, nur noch zum Baumhaus und ganz zum Schluss, um zu sagen, dass sie jetzt umziehen, in einen anderen Stadtteil. Wohin genau, wussten sie aber nicht.

Weiterwohnen

Autoren:
Aron Bohmann, Katrin Hovy, Charlotte Herbst
Studierende Urban Design

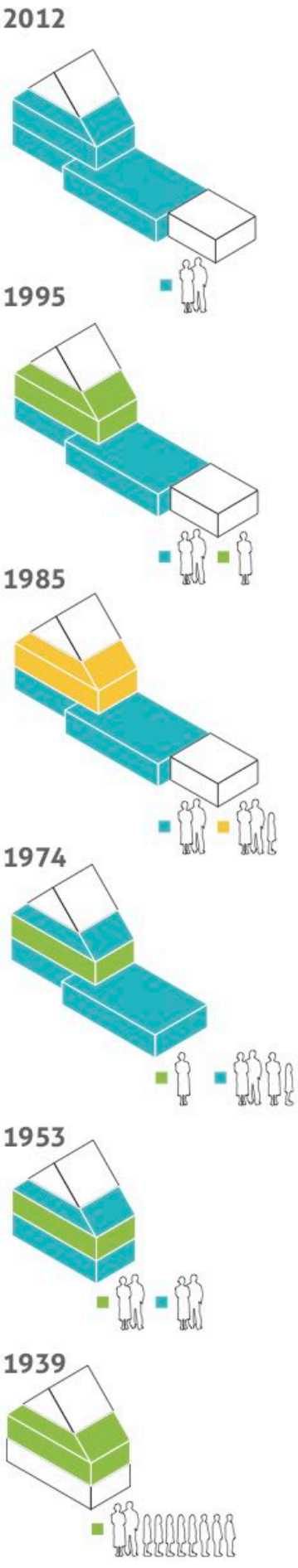
Im Rahmen des Urban Design Project 2
Sommer 2012



Der Charakter von Alt-Kirchdorf ist im Großen und Ganzen bis heute erhalten geblieben. Schaut man genauer hin, sieht man, dass sich in den letzten Jahrzehnten doch einiges verändert hat. Die ursprünglich sehr kleinen Doppelhäuser mit großem Garten wurden vielfach an- und umgebaut. Die Ursachen der Anpassungen sind vielfältig. Zum Teil haben die Bewohner auf externe Faktoren wie den zweiten Weltkrieg oder die Sturmflut reagiert, andererseits führten familiäre Veränderungen, wie Kinder, Umzüge, Todesfälle etc. zu Modifikationen am Haus. Der Umstand, dass die Siedlung Anfang der 1930er Jahre gebaut wurde, hat zur Folge, dass viele der Familienbiographien einen ähnlichen Startpunkt und Verlauf haben, familiäre und bauliche Veränderungen weisen eine gewisse Synchronität auf. Neben den Anpassungen der Erstbewohner kommt es in den letzten Jahren vermehrt zu Zuzügen neuer Familien. Auch diese Familien passen sich die – bereits zuvor veränderten – Häuser wiederrum ihren eigenen Bedürfnissen an. Ein weiterer Transformationszyklus beginnt.

Die große Gartenfläche bleibt trotz allen Umbaumaßnahmen deutliches Charakteristikum der Siedlung. Alleine die Funktion hat sich vom Nutzgarten hin zum Freizeitgarten gewandelt, er stellt zusätzlich eine Erweiterung der Wohnfläche da.

Die nachfolgende Erzählung der Familie Meier steht hier exemplarisch für vergleichbare familiäre Situationen der Erstbewohner und externe Einflüsse, denen die Siedlung ausgesetzt war. Sie hat Modellcharakter für andere Bewohnerbiographien. In der Arbeit „Weiterwohnen“ werden insgesamt sechs Familienbiographien in ihrer Wechselwirkung mit der baulichen Substanz untersucht.


2012
1995
1985
1974
1953
1939

Familie Meier baut um
Familie Meier wohnte sehr beengt mit acht Kindern im Ursprungshaus. Nach der Zerstörung des Hauses im zweiten Weltkrieg lebt die Familie für fünf Jahre in einem von Marias Vater aufgebauten Behelfsheim im Garten. Erst 1950 wird das Haus in nahezu gleicher Bauweise, allerdings ebenerdig, wieder aufgebaut. 1953 heiraten Helmut und Maria Meier, 1954 kommt die erste Tochter Martina zur Welt. Zu diesem Zeitpunkt wohnen sie auf die oberste Etage und das Untergeschoss Etage verteilt, während die Mutter das Erdgeschoss bewohnt. Das Plumpsklo steht noch im Garten.
Das gesamte Untergeschoss und Teile des Erdgeschosses werden während der Flut 1962 überschwemmt, danach wurde die Familie mit Desinfektionsmitteln, Getreidetrocknern und mit geringen finanziellen Mitteln unterstützt. Als Helmut und Maria Meier einige Zeit nach der Flut überlegen auszuziehen, überredet sie Marias Mutter doch zu bleiben, und das Haus wird auf die Tochter Maria überschrieben. Die Geschwister hatten zu diesem Zeitpunkt schon alle geheiratet und waren aus- und weggezogen. Der große Anbau findet 1974 statt. Der Rohbau wird von Fachleuten vorgenommen, alle Innenausbauten führt Helmut Meier selbst durch. Für den Anbau der Garage lässt Herr Meier einen Betonmischer und Betonpumpe kommen und baut sie komplett selbst. Für das Dach holt er sich fachliche Unterstützung.
Nach dem Tod der Mutter wird das komplette Ursprungshaus saniert und eine weitere Küche eingebaut. Nun existieren zwei völlig unabhängige Wohneinheiten, nur der Eingang wird gemeinsam genutzt. Zunächst wohnt die Tochter Simone mit ihrem Ehemann in den oberen Geschossen, nach ihrem Auszug zieht die Enkelin Simona für kurze Zeit ein. Heute wohnt das Ehepaar Meier zum ersten Mal alleine in dem Haus. Doch bei Bedarf wohnen auch heute noch die Enkelkinder in den oberen Geschossen, bei Familienfeiern sind die oberen Räume die Spielzimmer der Urenkel.

① Haus: Zerstörung des Hauses Ostern 1945. Wiederaufbau in den 1950er Jahren mit Einbezug des Treppenhauses.

② Bunker: *„Da kommen wir aus dem Bunker raus und unser Haus ist kaputt, da haben wir so zwei Wochen im Bunker gewohnt. […]Nach dem Krieg sind hier dann Ostpreußen in den Bunker gezogen und die haben dann die Fenster da reingemacht.“*

③ Behelfsheim: *„Mein Vater hat hier aus den Trümmern ein Behelfsheim gebaut. Da waren die Betten übereinander, das war sehr eng. Später haben wir noch einen Schlafraum angebaut und da haben wir dann fünf Jahre drin gelebt.“*

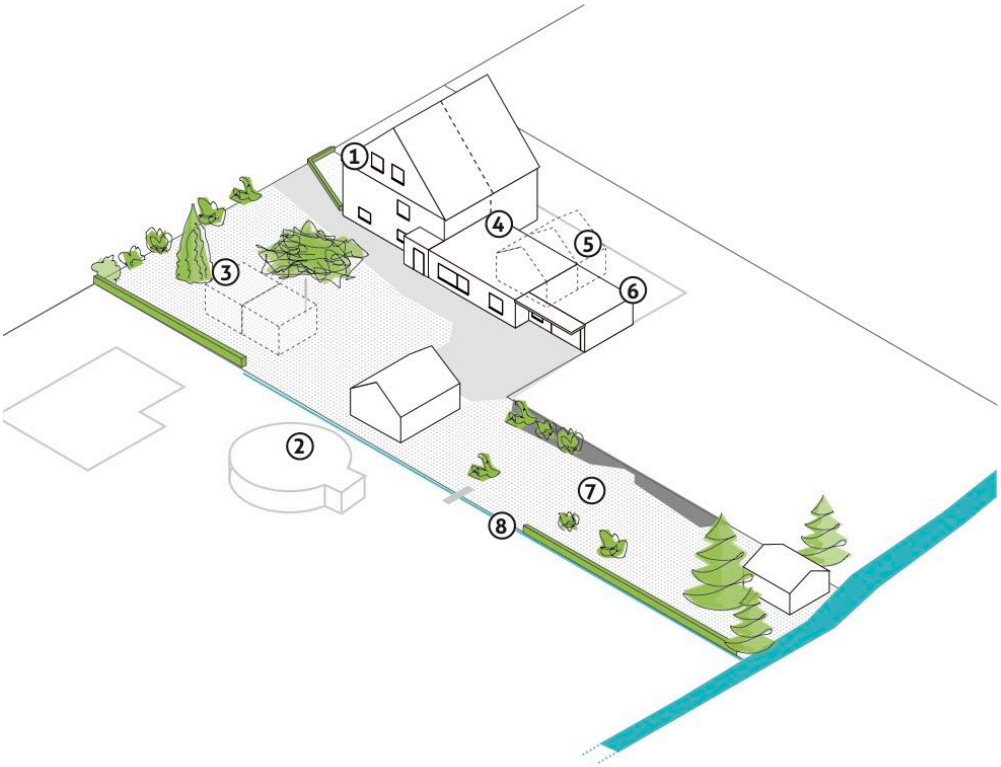
④ Anbau: Durch den Anbau bekommt das Haus zwei eigenständige Wohneinheiten. Erst wohnt die Tochter, später die Enkelin in den oberen Geschossen.

⑤ Ehm. Schuppen: Weichen dem Anbau

⑥ Garage: Wurde als Lagerraum angemeldet, da laut Behörde die Zufahrt nicht gewährt war.

⑦ Gartenfläche: *„Als ich jung war und Schwiegermutter noch lebte, war ja der ganze Garten bebaut. Da standen so viele Obstbäume hier, dass darunter praktisch gar nichts mehr wuchs.“*

⑧ Wassergraben: *„Die Gräben sind immer die Grenze. Am Ende des Grundstücks verläuft die Hauptwettern, denn wir sind ja hier von einem Grabensystem abhängig. Wir sind ja tiefer als das normale Elbhochwasser.“*



Baumarkt 2.0 / Low-Budget-Urbanity

Autoren:
Prof. Bernd Kniess
Hans Vollmer

Low-Budget Urbanität ist ein interdisziplinäres Forschungsnetzwerk der HafenCity Universität in Kooperation mit der Helmut Schmidt Universität Hamburg und dem Hamburg Museum: low-budget-urbanity.de

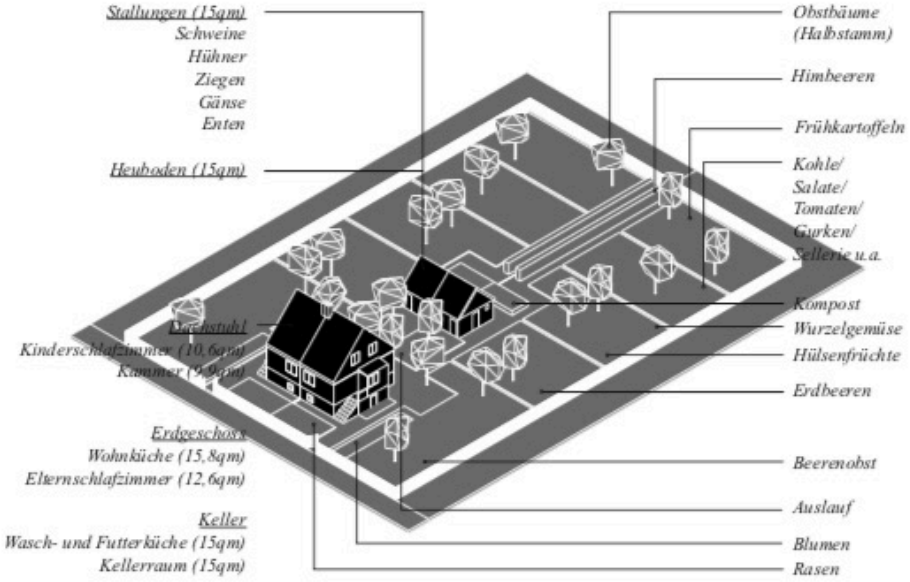
Im Rahmen des Forschungsnetzwerks Low-Budget-Urbanity gehen wir der Frage nach bezahlbarem Wohnraum zunächst auf der Ebene des Bestandes nach, wie er möglicherweise (auch) in städtischen Lagen im hiesigen geografischen, sozialen und kulturellen urbanen Kontext aufzufinden ist. In diesem Zusammenhang interessiert uns das Thema des Selbstbaus; gemeinhin informelle Bautätigkeiten, wie sie bislang überwiegend in einem entwicklungspolitischen Kontext für die Regionen des globalen Südens beforscht werden, im globalen Norden jedoch kaum wissenschaftliche Berücksichtigung finden (vgl. die kritische Perspektive dazu bei Lanz 2004, Roy/Al Sayyad 2004). Das Projekt nimmt dabei auch die aktuelle Konjunktur des Selbermachens und Teilens mit in den Blick. Wirtschaftlichkeit und Sparsamkeit sind nicht erst seit der Hochphase der Do-It-Yourself-Bewegung (DIY) in den 1960er Jahren ein zentrales Motiv des Selbermachens, das von jeher zwischen Sparzwang und Sparoption oszilliert. Und wir stellen die Frage, wie stark der Selbstbau einen ökonomischen Bedarf aus einem Mangel heraus realisiert und wie sehr er Ausdruck eines Lebensstils ist.

Der Selbstbau wird hier als spezifische Form des Selbermachens begriffen und beschreibt die Praktiken und Formen des nicht-professionellen Um- und Ausbaus urbanen Wohnraums. Diese Form des Bauens geht vom Benutzer aus, ohne Architekt oder Handwerker.

Im empirischen Zentrum stehen dabei die Selbstbau-Praktiken von Bewohnern im post-suburbanen Einfamilienhaus im städtischen Wohnungs- und Siedlungsbau. Leitend ist dabei die These, dass der urbane Selbstbau in Relation zu den verfügbaren materiellen und ökonomischen Möglichkeiten und Bedingungen einen situativen Nutzungsbedarf realisiert. Im Unterschied zu programmatischen Gebäudemodernisierungen und -sanierungen beeinflusst der urbane Selbstbau sukzessive und nachhaltig zugleich die „Lebenszyklen“ von Gebäuden.

Den Auftakt unserer Studie bilden Reihen- und Einfamilienhausgebiete der Metropolregion Hamburgs.

Zwei Siedlerstellen in Alt-Kirchdorf 1936



Hamburg -Wilhelmsburg 1936. Zoom Alt-Kirchdorf. Hafenarbeitersiedlung? Hermann-Göring Siedlung? Reichsheimstätte als städtebauliches Steuerungsinstument. Selbstbau ab dem ersten Stein. Ein Architekt. Zwei Haustypen. Einer für alle - alle für einen. Handwerker für Hafenarbeiter. Tagelöhner im Stückgutumschlag. Wie baut man ein Haus? Wand an Wand. Streifenfundament, Backstein, Fachwerk, Fenster, Backstein, Lehm, Stroh, Dachstuhl, Ziegel, fertig! 500 Reichsmark. Tombola - Wer in welches Haus? Keller + Erdgeschoss + Dachboden = 50 Quadratmeter. Familie mit 6 Kindern. Außentoilette. Selbstversorung auf 1000qm. Schweine, Hühner, Zwiebeln, Frühkartoffeln. Siedlerideologie.

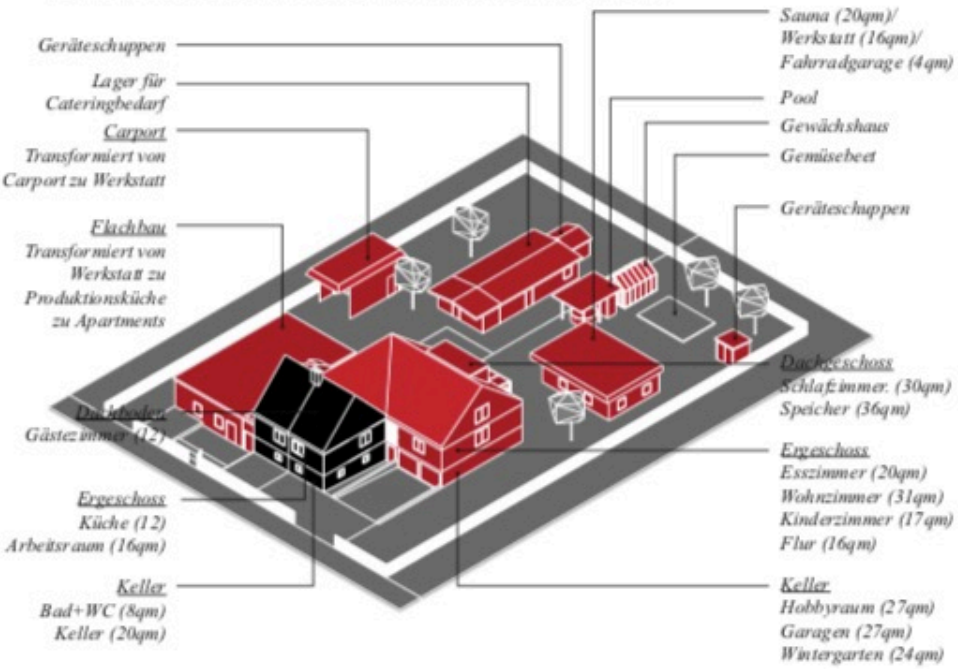
» *Die Stammidee hat gar nix mit dem 3. Reich zu tun. Die entstand damals aus der* ***Gesamthafenbetriebs GmbH*** *(GHB GmbH). Das ist eine staatl. Betriebsgesellschaft, die früher hauptsächlich dafür verantwortlich war, im Hafen die Arbeitskräfte zuzuweisen. Für die Hilfsarbeiter, die Schauerleute."*

„Das war damals schon ein riesiger Schritt nach vorne."

„Das war ja der Gedanke bei der Siedlung. Wie gesagt Hafenarbeiter und 10% gelernte Handwerker. Damit die ***Solidarität und Nachbarschaftshilfe*** *auch fruchten kann. Und das war auch so damals. Keine Frage.* « [1]

[1] *Herr Bückers*

Dieselben Siedlerstellen in Alt-Kirchdorf 2013



Hamburg-Wilhelmsburg 2013. Beheizter Wintergarten.. 30 Quadratmeter Schlafzimmer. §34 Bauen im Bestand. Stahlbetonbau. Freistellungsantrag und Ausnahmegenehmigung. Außensauna. Kaufpreis 349.000 Euro + Maklergebühr. Freistellungsantrag und Ausnahmegenehmigung. Mercedes E-Klasse. 20 Minuten zum Hauptbahnhof. Akribischer Selbstbau. Fassade? Geschmacksache! Kirchdorf die grüne Lunge Wilhelmsburgs. Bauen an der Grenze als nachbarschaftliches Verhandeln. Organisieren. Organisieren. Organiseiren. Baupolizeiverordnung von 1936. Kalkulieren. Immer weniger Ur-Bewohner. .Internationale Bauausstellung Hamburg 2013. Perfektionismus. Dilletantismus.

» Das wäre §34, das heißt es muss im Zusammenhang bebauter Ortsteile, dann heißt es nach Größe, Form und überbauter Fläche in die Eigenart der Umgebung einfügen.“ [1]

„Ja, weil wir in der Bauprüfabteilung einfach zu wenig Personal haben und viel zu wenig Zeit. Und dann gibt es ja einen großen Katalog von freigestellten Bauvorhaben [...] was uns dann unterwegs auffällt nehmen wir mit. Also auffällige Sachen. So kleinere Sachen sieht man ja oft gar nicht.“

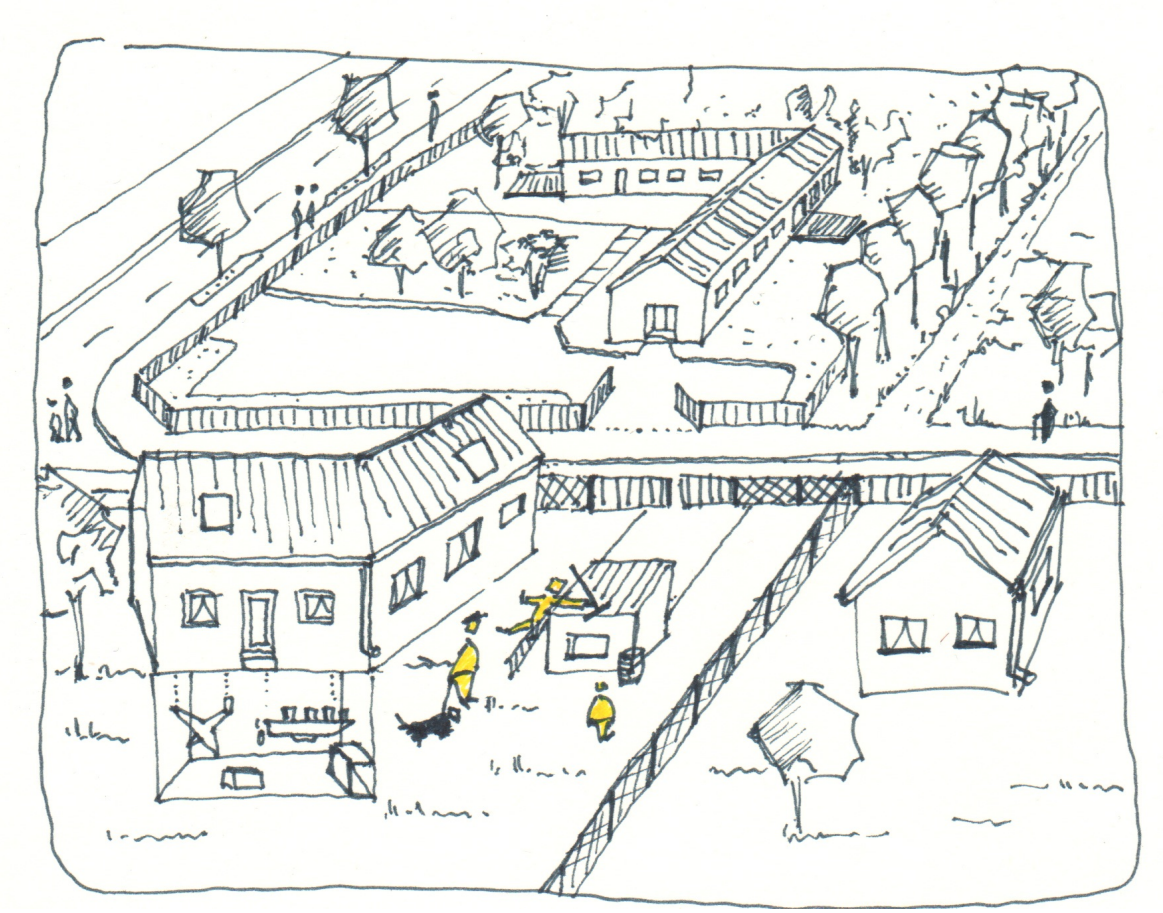
„Aber die Idee wie sie das jetzt haben wollen, den Anbau oder die Verbesserung, die Vorstellung hat ja fast jeder. Und danach muss sich der Architekt in der Regel richten.“ [3]

„Zurück bauen ist ja nonsens. Will man ja im Alter auch gar nicht mehr auf sich nehmen. «“ [4]

[1] §34 Baugesetzbuch
[2] Bauprüfabteilung Hamburg-Mitte
[3] Herr Mückenfeld
[4] Herr Bückers

Nachbars Keller

Autor:
Hans Vollmer
Studierender Urban Design & UdN-Bewohner



Unter den direkten Nachbarn haben wir einen ganz besonderen Kontakt. Herr Torf. Er ist Rentner, früher war er Bäcker. Nachdem es seine Bäckerei 1962 während der Flut hart getroffen hatte, ist er mit seinem traditionsreichen Familienbetrieb in die Fährstraße umgezogen. „Damals vor der Flut gab es fünf deutsche Bäckereien im Reiherstieg, die alle selbst gebacken haben." betont er.

Herr Torf kennt die UdN von Beginn an. Er ist einer der Anwohner, die ein waches Auge auf das Gebäude haben. Auch mal anrufen, wenn was nicht stimmt. Man könnte sagen, es gibt zwei Konstanten im Park am Rotenhäuser Feld. Den Bunker und Herr Torf mit seinem schwarzen Colli. Zwar sind beide nicht mehr so gut zu Fuß, aber an einem sonnigen Tag gehen sie zusammen sportliche fünf Runden im Park. Nur als Herr Torf dann einen Hexenschuss hatte und seine Frau auch noch krank war, haben wir den Colli auch mal ausgeführt. Seit wir eingezogen sind, klemmt uns Herr Torf jeden Samstag gegen 14 Uhr das Abendblatt hinter den Türgriff. Und nach ein paar Wochen war es soweit, wir durften Herr Torfs Haus und vor allem seinen Keller sehen. Warum der Keller? Im gekachelten Unterge-

schoss des kleinen Einfamilienhauses hat sich der Rentner eine beachtliche Werkstatt eingerichtet, mit einer noch beachtlicheren Sammlung an bis zu zwei Meter großen Papiermodellen. Einen Raum widmet er ausschließlich den Flugzeugen. Bei der Spitfire F.Mk.21 kommt er ins Schwärmen. Das war eines seiner ersten Modelle. So geht es weiter, bis wir im Raum mit den Schiffen ankommen und die Details an den Rettungsboten der Titanic besprechen.

Die Hausbesichtigung endet am selbstgebauten Kamingrill im Garten, von dem wir uns einiges abschauen und dabei den Bäckermeister nach Tipps zum Bauen fragen.

Log 8

Autor:
Benjamin Becker

Nach dem Auszug aus dem
UdN-Bautagebuch vom 13.09.2011

Protokollant: E. Osinski
Temperatur: 22°C / Wetter: sonnig
Bauteam: Hanna Uhlig, Eva Osinski
Eingesetzte Maschinen: Bohrer, Pinsel, Streichrolle
Ausgeführte Arbeiten: Wände malen, grundieren (Fertigst: erfolgt)
Baustoffe: Farbe
Bemerkungen: Sonstige Mitbeteiligte (Schülerpraktikanten) haben auf Anweisungen gehört, (sie) ausgeführt und sich hilfsbereit gezeigt.

Praktikanten

Auf der Galerie über dem Foyer schraubt ein Team HCU-Baustellenpraktikanten Gipskartonplatten auf die zuvor angebrachte Konterlattung. Letzte Schritte im Rahmen der Baumaßnahme “Dachdämmen“. Das Schlimmste ist da bereits überstanden: wochenlanges Zuschneiden und Einpassen von Mineraldämmwolle, Mundschutz und Ganzkörper-Bedeckung bei Backofentemperaturen im spätsommerlich aufgeheizten Dachstuhl, das Gefühl juckender Fasern am ganzen Körper und abends nur kalt duschen. Zwischenzeitlich war Astrids Kopf erschreckend angeschwollen, wie ein roter Kürbis im Herbst (allergische Reaktion auf die Dämmwolle). Jetzt, beim Sägen und Schrauben der Rigipsplatten, ist die Stimmung auf der Galerie entspannt. Kingsley, einer der acht Schülerpraktikanten der Gesamtschule Wilhelmsburg, die ihr Berufspraktikum auf der UdN-Baustelle absolvieren, lauscht schweigend den Ausführungen Immanuel Mihms zu den Herausforderungen, die das Studieren mit sich bringt. „Also, wenn Du Student bist, sagt Dir keiner mehr, wie Du was machen sollst und wann Du wo sein musst und so weiter. Da musst Du eigeninitiativ sein, dich und deinen Tagesablauf, deinen Studienplan selbst organisieren.“ Irgendwann ist Immanuel mit seinem Vortrag fertig und verschwindet in einen anderen Bauabschnitt. Kingsley hat immer noch kein Wort gesagt. Er reicht Astrid die nächste SPAX-Schraube, dann sagt er: „Stimmt es eigentlich, dass alle Studenten kiffen?“ Perplexes Schweigen auf dem Dachboden der Universität der Nachbarschaften. „Und stimmt es, dass Kiffen schlau macht?“

Später, weiter unten im Kriechkeller: feuchter Sand, spitze Steine; lange Holzbohlen, aneinandergereiht, bilden eine provisorische Rampe, auf der wir uns robbend durch den 60 cm hohen Raum fortbewegen. Von der Einstiegsluke im ehemaligen Heizkeller bis zu der Stelle unter dem Veranstaltungssaal, an der die Unterfangung der neuen Wand gemauert werden muss, erstrecken sich rund 15

endlose Meter. Auch ohne klaustrophobische Veranlagung eine Herausforderung, müssen zusätzlich ja auch Maurerbütts voller Mörtel und unzählige Kalksandsteine robbend durch den Keller befördert werden, während die drei Baustrahler die Temperatur allmählich in unerträgliche Höhen treiben. Immanuel und mir, aber auch den Schülerpraktikanten, die sich mit uns durch den Keller quälen, ist längst klar geworden, warum der Kriechkeller Kriechkeller genannt wird.
Auf halber Strecke öffnet sich rechts neben der Rampe unvermittelt ein kryptisches schwarz-schleimiges Loch im Boden. Im gleisenden Licht der Baustrahler der Glanz unzähliger Fliegen, die am Kraterrand hocken. Schlimmer als der Anblick ist allein der Geruch. Eine olphaktorische Katastrophe. Kurzzeitig denke ich darüber nach, aufzugeben. Da höre ich hinter mir, auf der Rampe, die Schülerpraktikanten gut gelaunt lachen. „He, Musti, riechst Du das. Stinkt Todes, Digger!“
„Und jetzt? Willst Du später immer noch auf dem Bau arbeiten?“ Das dreiwöchige Schülerpraktikum ist fast zu Ende. Zeit für eine abschließende Evaluation während der Kaffeepause. “Hm, weiß nicht. Also, ist schon anstrengend.“ antwortet Mohammed. “Hat es Dir denn auch Spaß gemacht?“ „Also, eigentlich nicht.“ „Gar nichts? Nichts hat Spaß gemacht?“ „Doch. Malen, also: die Wand anstreichen, fand ich gut“. „Also Malerarbeiten. Das ist auch ein eigenständiges Gewerk auf dem Bau. Da wärst du dann Maler von Beruf.“ „Mh, aber verdient man da auch gut?“ „Was wäre denn ein guter Verdienst in deinen Augen?“ „Na ja, ich will später einen fetten BMW fahren, also so 6000 - 8000 Euro monatlich müssten da schon bei rumkommen. Geht das, als Maler?“ Immanuel und ich lachen laut. Mohammed: “Vielleicht gehe ich aber auch einfach weiter zur Schule und studiere später, so wie ihr.“ „Ja, das ist auch eine Möglichkeit. Nur, wenn es hinterher der fette BMW sein soll: lieber nicht Architektur studieren.“

Early Career Lab

Autorin:
Heike Derwanz
Forschungsinitiative
Low-Budget-Urbanität



Methoden für ein interdisziplinäres Denk-Labor: What's the value of saving costs? The Urban Economics and Politics of Everyday Saving Practices

Die Forschungsinitiative Low-Budget-Urbanität besteht aus sieben Projekten, die aus den Geistes- und Sozialwissenschaften, der Architektur und dem Bauingenieurwesen heraus entwickelt wurden. Low-Budget-Urbanität, so die These, ist durch das Zusammenwirken von Sparpraktiken in Städten geprägt, also Low-Budget-Praktiken in Bereichen wie Bauen, Konsumieren, Wohnen, Reisen und anderen Feldern. Der Phänomenbereich verweist auch auf die notwendige Vielfalt der Disziplinen, um Low-Budget-Urbanität zu untersuchen. Um den Pool der untersuchbaren Phänomene mit empirischen Beispielen zu vergrößern und das interdisziplinäre Arbeiten zu erproben, hat die Initiative NachwuchsforscherInnen im März 2013 zu einem viertägigen Workshop in die Universität der Nachbarschaften eingeladen. Die insgesamt 15 TeilnehmerInnen sollten unter der Fragestellung „What's the value of saving costs?" vor allem miteinander diskutieren können, welche Werte neben den gängigen finanziellen Kalkulationen entstehen, ob es methodische Schwierigkeiten gibt, diese zu untersuchen, und welche politischen Implikationen die Beschäftigung mit den Themen rund um Sparen und Armut auftauchen.

Um diese Auseinandersetzung zu ermöglichen, musste für die Gruppe der TeilnehmerInnen aus Australien, Deutschland, Großbritannien, Italien, Polen, der Schweiz und den USA eine Arbeitssituation geschaffen werden, die das lineare Konferenzformat verlässt.

Auf geistes- oder sozialwissenschaftlichen Konferenzen sitzen die teilnehmenden WissenschaftlerInnen meist in einem abgedunkeltem Raum, damit frontal präsentierte Projektionen (Power Point usw.) gut sichtbar sind. Die Vortragenden stehen hinter einem Pult oder sitzen an einem Tisch, hinter ihnen werden Titel, Zitate oder Bilder an die Wand projiziert. Die ZuschauerInnen üben sich darin, Stunde um Stunde ihre Körper auf den Stühlen zu vergessen und sich auf die Abfolge meist zwanzigminütiger Vorträge und die nachfolgende Diskussion zu konzentrieren. Ihre Sitzplätze sind deutlich abgetrennt von den RednerInnen, Frontalunterricht nennen dies PädagogInnen. Die wichtigen Gespräche, so die Erfahrenen, finden in den Pausen statt: über einem schnellen Kaffee und Gebäck, im Stehen. Dieses Prozedere ist so etabliert, dass es jede Generation an jungen ForscherInnen wieder einübt. Doch es gibt viele gute Gründe, dies zu ändern. Um es zu durchbrechen, muss man an einigen Grundfesten rütteln: der Präsentationsweise von linear strukturierten Power-Point-Vorträgen, der räumlichen Aufteilung von statischer SprecherIn und statischer Gruppe in der durch den „Frontalvortrag“ ausgerichteten Raum jeder Person eigentlich kein darüber hinaus gehender Aktionsradius zur Verfügung steht. Also, was ist mit inspirierenden „Laboren“? Was ist mit Arbeitsformaten, die Vor-Ort Wissen generieren und das Programm somit an die aktuellen Fragen der TeilnehmerInnen angepasst ist?

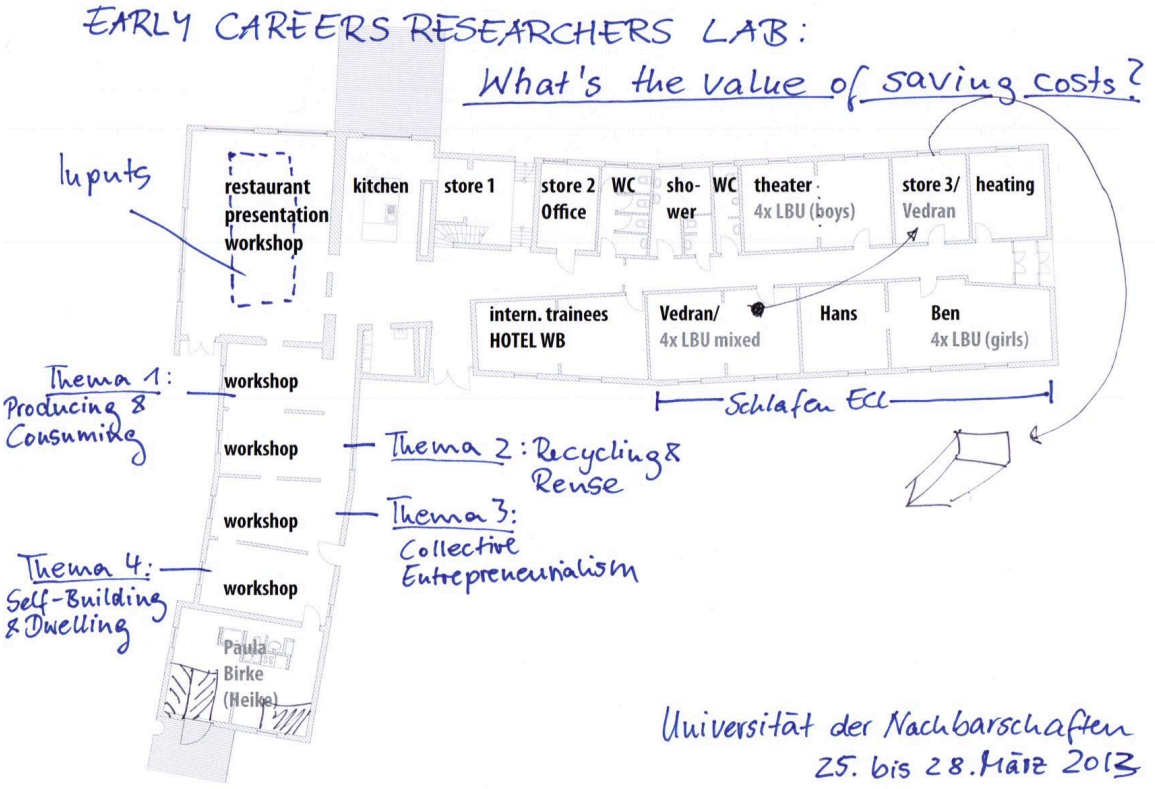
Das Early Career Researchers Lab hat zur Herstellung eines solchen Labors die gesamte Struktur der UdN genutzt: viele kleine offene Arbeitsräume für Präsentationen und Arbeitsgruppen, einen großen Raum mit flexiblen kleinen Tischen, die Küche zum Kochen und Essen, die Schlafräume für die TeilnehmerInnen und den Garten für die Pausen.

Das zeitliche Format von Konferenzen wurde aufgebrochen: die TeilnehmerInnen lernten sich am ersten Tag dadurch kennen, dass sie ihre Arbeitsmaterialien in einem kleineren Arbeitsraum, der einem Themengebiet zugeordnet war, an die Wände brachten. Die gesamte Gruppe ging später durch die Räume, wo jede TeilnehmerIn die Idee Ihres Projektes vorgestellt hat. Inhaltliche Bezüge wurden durch räumliche Nähe sichtbar und zeigbar. Denn die Präsentationswände wurden zu einem Hauptbezugspunkt, der gut memorierbar war: Hier konnte man im Gegensatz zu Power-Point-Präsentationen physisch zurückkommen. Sie entfalteten die Materialien und ihr Potenzial für Querverbindungen, anstatt sie in hierarchisch-linearer Form zu parzellieren. Die Materialsammlung in dieser Form ist nicht mit Konferenz-Postern zu vergleichen, sie folgt keiner vorgeschriebenen Struktur und ist veränderbar. Die Präsentationen bilden den aktuellen Stand des Arbeitsprozesses ab, sie konnten nach den Inputs oder Gruppenarbeiten verändert werden, sich den aktuellen Wissensständen anpassen.

WissenschaftlerInnen bringen zu Tagungen weit mehr Wissen und Erfahrungen mit, als in den 20 Minuten ihres Vortrages und den nachfolgenden Fragen zu vermitteln sind. Um diese Reservoirs anzuzapfen, hatte jeder Tag des Labs einen

Themenschwerpunkt. Inputs von ExpertInnen, Textarbeit und Gruppenarbeiten griffen hier ineinander, um zu gewährleisten, dass aktuelle Forschungsstände zirkulieren und gleichzeitig neues Wissen durch die interdisziplinäre Gruppe entsteht. Am letzten Tag des Labs wurden Publikationsformate und -optionen vorgestellt. Die TeilnehmerInnen haben sich zu zukünftigen Projektpartnerschaften zusammen gefunden und ihre Publikationen geplant.

Hätte man dies auch in einem Tagungshotel machen können, in einem Seminarraum, einem Konferenzzentrum? Natürlich nicht. Vor allem nicht Low-Budget.



Cairo Urban Transformation

Autor:
Lukas Grellmann
Studierender Urban Design



Die UdN war in den vergangen Jahren Austragungsort mehrerer internationaler Workshops und Summerschools. Während des Arbeitens zu wechselnden Fragestellungen erwies sich „Nachbarschaft“ dabei immer wieder als ein zentrales Moment des Arbeitens, egal ob als direkter Forschungsgegenstand oder eher als zusätzlich zu berücksichtigendem Faktor, der sich aus dem Umstand des gemeinsamen Arbeitens und Wohnens in der UdN ergab.

Der „Cairo Urban Transformation Workshop“ stellte explizit die Frage nach Nachbarschaft, wobei auf eine Vorgabe oder Definition des Begriffs „Nachbarschaft“ bewusst verzichtet wurde. [1] Die Arbeit der interdisziplinär zusammengesetzten Teilnehmergruppen in Hamburg und Kairo und zielte also insbesondere darauf ab, eigene Forschungsfragen in Bezug auf Nachbarschaften zu entwickeln und in einem prozesshaften Verfahren, auf Grundlage der verschiedenen fachlichen Hintergründe, gemeinsame Forschungsmethoden zu entwickeln und diese im Verlauf des Workshops praktisch anzuwenden. Während des ersten Workshops in Hamburg kam der UdN dabei eine besondere Rolle zu, denn als Wohn- und Arbeitsort war die UdN nicht nur Ausgangspunkt zahlreicher nachbarschaftlicher Entdeckungsreisen, sondern es bildete sich hier für den Zeitraum von zwölf Tagen auch eine ganz besondere Nachbarschaft, die sich sowohl durch ihre internationale und interdisziplinäre Zusammensetzung auszeichnete, als auch die besonderen räumlichen Gegebenheiten der UdN als Grundlage für einen kreativen und

offenen Forschungsprozess zu nutzen wusste.

Die Räumlichkeiten der UdN lassen sich je nach Bedarf als Seminarraum, Speisesaal oder auch als Tanzfläche, Schlafsaal oder Ausstellungsraum nutzen. Den Teilnehmern wurde daher ohne viele Auflagen das Feld überlassen. Es wurden bewusst keine Vorgaben für die Raumnutzung gemacht (Ausnahme: Schlafräume), sondern vom ersten Tag an war es an den Teilnehmeden zu entscheiden: Wo soll gegessen werden? In der UdN oder draußen im Park? Arbeitsgruppen konnten sich je nach Bedarf ihre Nischen zum Arbeiten suchen, und wem es zu eng in der UdN wurde, suchte sich eine Alternative.

> “Interessant zu beobachten war, dass Paul (Teilnehmer) und Aleksandr (zu der Zeit Bewohner der UdN und der sein Zimmer mit den Teilnehmern teilte) nach und nach vor das Gebäude der UdN zogen. Sie bauten sich ihre eigene Schlafmöglichkeiten.“ – Katarina Böttger, Organisations-Team

> “In der ersten Nacht habe ich in der UdN übernachtet. Es war ziemlich ätzend, nicht das Fenster öffnen zu können. Die Luft war schlecht. Wie sollte es dann mit acht Jungs in dem Zimmer werden. Mir war klar, ich würde ins Zelt umziehen. Das Zelt war für mich ein super Rückzugsraum ins Private. Ich brauch das, gerade wenn man den ganzen Tag mit ziemlich vielen Leuten zusammen ist. Das ist Medizin zum Campkoller.“ – Jean Paul Olivier, Teilnehmer, Berlin

> “Primary it was because I had terrible headache while there was pretty much exhausted air; opening windows somehow didn’t work - either for security reasons, or perhaps guys sleeping next to windows would get too cold. And probably because of a kind of psychological pressure. I don’t think that I felt it directly, but subconsciously.” – Aleksandr, UdN-Bewohner

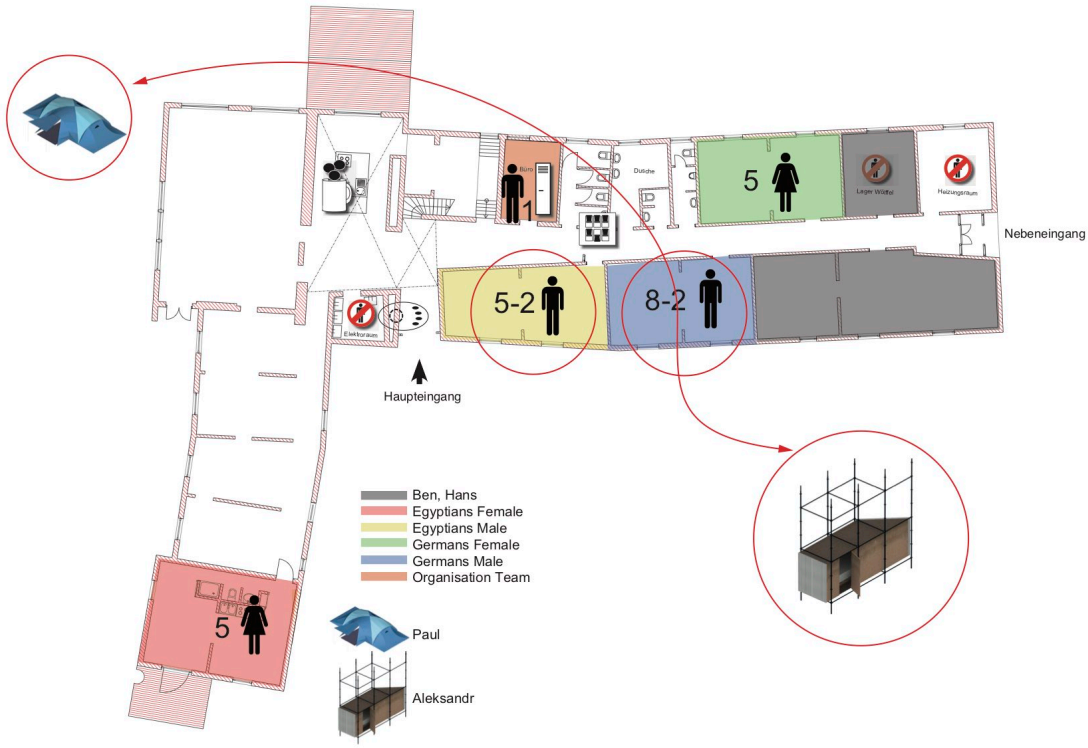
Gemeinschaftlich genutzte Bereiche spielten in der UdN während des Workshops eine bedeutende Rolle, hier traf man sich zum Arbeiten, Essen und Austauschen. Besonders wichtig waren hierbei die Küche und Terrasse mit angrenzendem Garten. Die Küche war zentrale Anlaufstelle – morgens wie abends. Dies wird vor allem bedingt durch die zentrale Lage im Gebäude, ihre offene Struktur und die herausnehmbaren „Fenster“, die das Gebäude zum Garten hin öffnen: Sobald die Fenster aus ihrer Verankerung genommen wurden, kam eine andere Dynamik in die Küche. Sie wurde plötzlich zum Durchgang.

Frühstück und Abendmahl fanden täglich in der UdN statt. Das Küchenteam erwarb die Essenszutaten täglich von umliegenden Märkten und Geschäften. Um einen optimalen logistischen Ablauf zu garantieren, halfen die ägyptischen und deutschen Teilnehmer bei Vorbereitungs- und Abräumarbeiten in der Küche. [2] Zudem richteten alle gemeinsam die wechselnden Gerichte buffetartig neben der Essenstafel an. Bei schönem Wetter wurde diese in den anliegenden Park verlagert, wo sich die Teilnehmenden besonders in den Abendstunden über die Workshoparbeit hinaus kennenlernten. [3]

Nach anfänglicher Skepsis einiger Teilnehmenden aufgrund mangelnden Komforts und eines etwas „baustellenartigen“ Flairs, war schon nach kurzer Eingewöh-

nungszeit deutlich zu spüren, dass dieser Ort durchaus auch seine Qualitäten aufweist: Die UdN bietet aufgrund ihres unfertigen Charakters und der bewussten Vermeidung von Raumdefinitionen Raum zur Improvisation und spontanen Aneignung, was sich inspirierend auf das Arbeiten auswirkte. Die UdN bot den Arbeitsgruppen den nötigen Raum, sich komplett im Gebäude auszubreiten, wer wollte, konnte auch im Park oder Garten arbeiten. Die Wände hingen voller Zeichnungen, Karten und Textpassagen, die den jeweiligen Arbeitsstand der einzelnen Gruppen wiederspiegelten. Die UdN glich im Laufe der zwölf Tage immer mehr einer chamäleonartigen Ausstellung, die tagtäglich ihr Aussehen wandelte und Besuchenden so erlaubte, am Arbeitsprozess teilzuhaben. Die Teilnehmenden erarbeiteten in der UdN disziplinübergreifende Forschungsansätze für die Untersuchung von Nachbarschaften, welche in Hamburg direkt erprobt wurden und dann während des zweiten Workshops in Kairo vier Wochen später weiter entwickelt wurden. [4]

Während die Teilnehmer des „Cairo Urban Transformation Workshops“ also ausschwärmten um der Veddeler „Nachbarschaft“ auf die Spur zu kommen, entstand gleichzeitig innerhalb der UdN eine temporäre Nachbarschaft, in der sich alle Nachbarn miteinander arrangieren mussten, Konflikte aushandelten, Alltagsroutinen entwickelten oder einfach miteinander Spaß hatten.



1. „It is people who make a city tick. It is people who adapt the city how they would want it to be, and its people who define the future of the city. A neighborhood is like the smallest nucleus that can be seen as a micro example of urban collective practices. Our interest is not to study the possible adaptions that an urban planner can exert on a neighborhood but to investigate and examine the adaptions that have been exercised by the neighborhood on the community and the build-up space.“ Auszüge aus dem Call for Paper für den Workshop “Cairo Urban Transformation”
2. „Preparing brekfast in the morning and taking out the plastic from the window and you can see the park and the

green, it has something very peaceful. And having dinner in the park changes the atmosphere…“ Sally Ashour; Teilnehmerin, Cairo

3. „The difference between a hotel and the UdN hostel is that you have to arrange yourself and you are more helping eachother.“ Maja Mijatovic; Teilnehmerin, Hamburg
4. “We come from different backgrounds, professions and cultures so each of us tackles what he sees in a different way. So it is a hard thing and a good thing at the same time. And this was the biggest challenge in this project: how can we work together? We had the sociologist doing a map while the architects described. This was one exercise how it would be because we see it in different ways. If I as an architect do it, I do a map. I would do it with proportions in scale, because this is how my eyes work. The sociologist would see something else. So what we did is that I did a text description of a space and a sociologist would do a map of the space. What comes out is what we both did but in a different way.” Mohamed Abo Teira, Teilnehmer, Cairo

Urban Metamorphoses

Autoren & Teilnehmende:
Monika Alovjanovic
Hisham Ashkar
Anke Domschky
Christine Ellen
Judith Lehner
Alexandra Misch
Hikoyat Salimova
Eszter Tóth
Hendrik Weiner

Das internationale Promotionsprogramm „Urbane Metamorphosen“ ist angesiedelt im Lehrstuhl Städtebau und Quartier-planung der HCU Hamburg. Es beschäftigt sich mit dem Gestaltwandel der Städte seit Beginn der Moderne und untersucht deren komplexe Wlrkunsgefüge.



An Orchid Place “A liminal space, the place of transition, waiting, and not knowing…” I have been told that place used to be something else. It used to have a function, a structure, a social background. Once you were in there, a certain norm of behavior had to be respected. It used to have a door to be closed, or a door to be opened. It used to impose order, maintain silence and demand light. That place used to mark the street; it used to be a destination, a point of meeting, or a point of departure.

That place used to be part of a human's life; a dark spot in someone´s personal history; or an inevitable station in someone´s journey. And then this place stopped "to be", and started "to become". The place lost its function, its structure disrupted, the background vanished. There was no one to adjust its behavior to this place; no one for switching lights, no one for pulling down the window blinds. Even the silence sounded differently. It was no one´s destination, neither point for meeting nor for departure. As a place with an outdated function and rundown structure, it became only an endless possibility. It allowed for an "in-between" spatial use. Suddenly without a meaning, it opened a door for reinterpretation, reuse, re-adaptation and social replay. It became UdN—the way I got to know it. The first questions I asked when I entered this liminal and "soon-to-be place" were: "What is this place? A dormitory? A squat? A club? A cantina?" I understood after some time spent there that it is all that together, and nothing from that specifically. It is a non-place and an über-place; physically vacant and spiritually replete with meaning. It is extremely uncomfortable, as it is cold and modestly arranged, but surprisingly pleasant to spend your time in. There you can eat, think, talk, sleep. You can come inside, or stay outside—whatever, no borders to cross over. This place needs no improvement or cleaning. It only needs to be nurtured. (Personal Reflections: Monika Alovjanovic, doctoral candidate in "Urban Metamorphoses")

Especially in 2012 the UdN has been the home to the HCU-Research Group and Doctoral Programme "Urban Metamorphoses" in a variety of occasions, meetings and events:



… as place of encounter „An intercultural space, the place of getting to know, developing and open…" During our presence in the UdN we engaged in stimulating discussions with other international and German students sharing manifold perspectives and knowledge from different backgrounds. This "collective space" forms the heart of the UdN as meeting place for intercultural encounters and long discussions. It is always a surprise moment to see who is entering the front door and suddenly appears in the collective space. For us UM participants, this cultural melting pot – which included locals

– allowed a deeper engagement with and understanding of the different activities of the HafenCity Universität Hamburg. In this sense, the UdN is creating a warm and welcoming environment for the gathering of guests from abroad and other parts of Germany, as well as Hamburgers.

… as place of regalement

„A culinary space, a place of rest, refreshing and enjoying…"
In a shared appropriation of all people involved the collective activities lived up rather intimate get-togethers such as pro-active cooking experiences and communal dinners. In the "soup kitchen programme" held at the UdN this socializing experience also involved the residents of the neighbourhood.



… as place of embeddedness

„A developing space, a place of appropriation, influencing the surrounding, but being part of it …"
In a tour guided by an official IBA Expert we discovered changes and new developments in Wilhelmsburg. At the same time, staying at the UdN for some days made us realise the differences between the daily life of inhabitants in Wilhelmsburg and the planned urban IBA future.

… as place for workshops

„An educational space, the place of the doctorate, learning and engaging…" The heart of the research workshops carried out at the UdN is the interdisciplinary discourse of professors, assistants and doctorates along the lines of our shared research theme "Urban Metamorphoses". In panel discussions with relevant sub topics, all doctorates entered the discussion with a presentation of their own specific research. Especially though the contribution of international and comparative case studies by the doctoral candidates, the workshops developed into emancipated, inspiring and highly productive debates. The rather informal atmosphere of the UdN helped us to dive into the topics quickly and it was a special and stimulating environment to work in.



… as place of metamorphoses „A transdisciplinary space, the place change, discontinued and complex…" In November 2012 Urban Metamorphoses organized an internal symposium with the objective to contribute to a better understanding of the notion of metamorphoses in a transdisciplinary debate. Subsequently, it attempted to further develop potential research approaches to elaborate on the driving forces of the complex discontinuities of urban change. Invited speakers from four different disciplines provided the ground for opening the discussions on urban metamorphoses. Each presentation revealed its specific view on metamorphoses and contributed to the reflection of urban metamorphoses as a general topic of our discussions.

- Philosophy / Cultural Studies – Dr. Anke Haarmann, Leuphana University Lueneburg
- Biology / Phytology – Dr. Hans-Helmut Poppendieck, University of Hamburg
- Sociology of Urban Culture – Prof. Angela McRobbie, Goldsmith College London
- Neuroscience / Psychiatry – Sonia Teimann, University of Duisburg-Essen

Transferring the inputs into the overall discussion about "Urban Metamorphoses", the symposium participants followed specific aspects of metamorphoses, such as space and form, methods and "transdisciplinary methods", concept and terminology as well as dynamic and process. With a vast variety of different discip-

linary meaning and aspects of the term “metamorphoses” the discussions helped to develop a broader understanding outside of our own disciplines. At the same time, it illuminated the importance of engaging with and better understanding the discontinuities and complexities of urban change from all possible perspectives.

… as place of informality

„An open space, the place exchange, supervising the fire…”
In summer we especially enjoyed the outside space of UdN. While having a barbeque and beer we got a nice informal space to meet with our supervisors. Each one of us brought a typical dish from his/her home country or the country of their field study, which resulted in a table full of delicious meals and opportunities for exchange.

… as place of dérive

„A participatory space, a place of Zwischennutzung, changing and understanding…”
Lastly, the UdN itself is intrinsically entangled with the research on “Urban Metamorphoses”. By a transdisciplinary approach it seeks to overcome the monodisciplinary and normative models of the city that reflect first and foremost on the outcomes of urban change. The research on urban metamorphoses is the attempt to point at the dynamic genesis and Wirkungsgeschichte of urban spaces as well as its mutual and “design-active” interactions, of which the UdN is a part of.

Participating professors: Prof. Dr. Michael Koch / Prof. Dr. Ingrid Breckner / Prof. Dr. Wolfgang Dickhaut / Prof. Dr. Angelus Eisinger / Prof. Thomas Kersten / Prof. Bernd Kniess / Prof. Dr. Dieter Läpple / Prof. Dr. Alenka Poplin / Prof. Dr. Wolfgang Willkomm Coordinators / Research Assistants: Anna-Lisa Müller / Timothy Pape / Friederike Schröder Doctoral candidates: Monika Alovjanovic / Hisham Ashkar / Anke Domschky / Christine Ellen / Heike Kaiser / Judith Lehner / Alexandra Misch / Hikoyat Salimova / Eszter Toth / Hendrik Weiner

Kürzlich in der UdN

Autor:
Andrea Pfeiffer

Kürzlich verbrachten wir einen Tag an der UdN, um eine Ausstellung aufzubauen. Zwischen unseren Arbeitseinsätzen saßen wir vor dem Haus und beobachteten die ein- und ausgehenden Menschen. Ich versuchte mir über den Charakter des Ortes Klarheit zu verschaffen, hatte aber Schwierigkeiten.

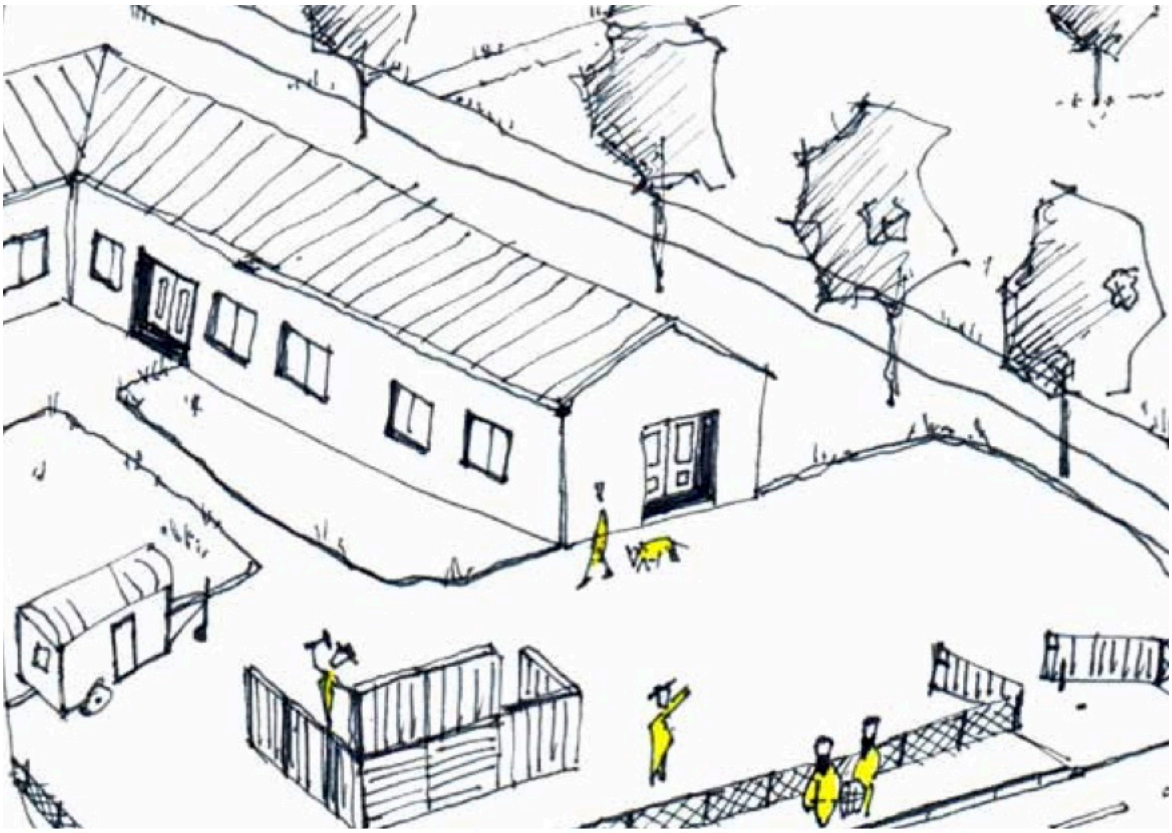
Die UdN ist kein öffentlicher Raum, denn Menschen wohnen dort: Sie steigen verschlafen aus ihren Betten, kehren verschwitzt vom Joggen zurück, laden Freunde zum Kaffeetrinken ein und verhalten sich ganz so, wie in ihren eigenen vier Wänden. Dass um sie herum das Leben tobt, Studenten kommen und gehen, Ausstellungen aufgebaut, Wände gestrichen werden, dass IBA-Besucher mit Reiseführern durch die Gänge streifen – das alles scheint sie keineswegs zu irritieren. Die UdN aber ist, das lässt sich an den zuletzt genannten Aktivitäten ablesen, auch kein privater Raum: Sie ist prinzipiell offen für alle, die sich beteiligen möchten und spontan oder auf Einladung das alte Ortsamt betreten.

Der Gedanke an die Heterotopie von Foucault liegt nahe. Und tatsächlich scheinen einige der dort geschilderten Qualitäten zuzutreffen: „Die Heterotopie vermag an einem einzigen Ort mehrere Räume, mehrere Plazierungen zusammenzulegen, die an sich unvereinbar sind.“ Das Öffentliche und das Private verschränken sich in der UdN auf eine Weise, die dem unerfahrenen Beobachter beinahe exotisch erscheint. Auch der zeitgebundene Charakter des Ortes findet sich bei Foucault wieder. So gibt es bei ihm unter anderen „Heterotopien, die […]an das Flüchtigste, an das Vorübergehendste, an das Prekärste der Zeit geknüpft sind: in der Weise des Festes.“ Die UdN markiert einen Zustand des Festes, weil sie Verbindungen und Austausch schafft, weil sie vorübergehend ist, weil sie einlädt, weil sie bewirtet – und das obwohl wir – wieder Foucault – „innerhalb einer Gemengelage von Beziehungen [leben], die Platzierungen definieren, die nicht aufeinander zurück zu führen und nicht miteinander zu vereinen sind.“

Beobachtet man Besucher und Bewohner der UdN, dann scheint jeder von einem klar definierten Auftrag oder Plan geleitet, auf welche Weise er den Ort benutzen, welche Qualitäten er für sich in Anspruch nehmen möchte. Die verschiedenen Pläne, Wünsche, Aktivitäten und Phantasien, sind nicht aufeinander zurückzuführen, aber sie finden – faszinierend genug – alle an einem Ort statt und gehören – vielleicht in der Weise eines nie verebbenden Küchengesprächs bei einer ausgelassenen Party – zusammen.

mal kucken

Autor:
Hans Vollmer
Studierender Urban Design & UdN-Bewohner



Es ist Freitag und zwei Männer mit langem schwarzen Bart und noch längerem Gewand kommen die Straße entlang, mit einer Plastikbox. Wir bauen mitten am Tag ein Gecekondu aus Europaletten, als sie stehen bleiben und uns über den Zaun fragen, was das für ein Gebäude das sei. Sie meinen die UdN, denn unser Palettenhaus ist noch nicht als Gebäude zu identifizieren. Jetzt erst erkennt man in der Box eine große weiße Katze, deren rote Augen hinter dem Gitter hervorblitzen. „Darf man mal kucken“? fragt einer der beiden. Nachdem sich der Mann mit der Katze vergewissert hat, dass kein Hund mehr im Gebäude ist, kommen beide herein.

Wir fragen nochmal wegen dem Hund. Es ist nicht nur wegen der Katze, sondern auch weil die beiden auf dem Weg sind zur Moschee, weshalb es unrein wäre, mit einem Hund zu sein.

Einer der beiden wundert sich sehr, als wir erzählen, dass wir hier wohnen. „Sieht besser aus, als ich gedacht habe“, sagt der Andere. „Das hier wird aber noch gestrichen, oder?“ fragt einer der beiden als wir in der Küche stehen und ergänzt: „Das könnte man richtig schön machen!“

Inner Rise – In my room

Autorin:
Katharina Oberlik
Performance-Künstlerin



Am Anfang war eine Baustelle.

Das Dixiklo stand vorne im Hof, echt eklig. Vor allem, wenn man andere darin einsperrt und dann beginnt daran zu rütteln, um es umzuschmeißen. Der Wasseranschluss – wenn man Wasser wollte, war gegenüber auf dem Bürgersteig – da musste man allerdings erst so ein Kanaldings draufschrauben und einen Schlauch mit einem Metallschlüssel dran anschließen. Dann hat der Schlauch das Wasser in die UdN hineingepumpt und man konnte sich die Hände waschen. Abends galt es, das dann alles wieder abzubauen, damit keine Fußgänger drüber stolperten.

Um ans Licht ranzukommen an einem warmen Sommernachmittag in der UdN musste man die Bretterwände abschrauben, die die Fenster vor Einwurf und Einbruch schützten. Das waren nicht gerade optimale Bedingungen für ein Theaterprojekt, das war mir aber egal. Ich war froh Partner und Räumlichkeiten gefunden zu haben, die Lust auf das Projekt hatten. Als ich Jonas, meinem Videopartner, die Räume das erste Mal zeigte, fragte er, ob wir nicht lieber eine Gefängnis-Doku drehen sollten. Das war im Frühjahr 2010. Ich wollte eine Seifenoper drehen. ‚In my Room': eine interaktive Seifenoper mit Jugendlichen aus Wilhelmsburg und am besten mit Leuten aus der Nachbarschaft als Gaststars. Da ich statt den gewünschten 35.000 Euro Produktionsgeld nur 5.000 Euro zur Verfügung hatte, beschloss ich, dass wir uns alles, was wir an Ausstattung brauchten,

schenken lassen würden. Die Farben, mit denen wir den Raum und die Möbel angemalt haben kamen von Max Bahr Altona und vom Obi Harburg. Die Kostüme kamen von der Altkleidersammlung Wilhelmsburg. Die Möbel standen sowieso in der UdN herum, die wollten nur noch gelb angemalt werden. Der staubige Raum ohne Steckdosen wurde in einen Probenraum und stylisches Filmset verwandelt, in dem wir im Sommer 2010 mit einer Gruppe von Jugendlichen arbeiteten und eine interaktive Seifenoper entwickelten. Ich habe noch zwei Jahre hinterher Staub aus meiner Lunge herausgehustet und ich frage mich, wie es den anderen ging, die dort täglich gearbeitet haben.

Wir trafen uns in den Sommerferien, drei-, viermal die Woche. Wir haben in dem Raum getanzt, trainiert, gearbeitet, mit den Studierenden der Sommerakademie kooperiert und Videos gedreht – Die Show ‚In My Room' – eine interaktive Seifenoper, wurde dann bei einem Sommerfest der UdN aufgeführt – mit Gaststars, die aus dem Publikum rekrutiert wurden. Zudem ist ein Videofim entstanden, der von einer TV-Show bis zum Horrorfilm alle Genres bedient, die man im Fernsehen je gesehen hat.
Im Winter 2010/2011 wurde es zu kalt und zu ungemütlich an der UdN und unser Projekt wurde an der Honigfabrik weitergeführt. Dort hat sich eine neue Gruppe entwickelt, mit der ich dann im Herbst 2011 für die Ghettoakademie in die Räumlichkeiten der UdN zurückgekehrt bin. In der Zwischenzeit verwandelte sich das schäbige, staubige Haus allmählich in ein Gebäude mit schönen Räumen.

Die UdN war inzwischen ein fester Kooperationspartner – und mit der koordinatorischen und technischen Unterstützung von Stefanie und Max konnten wir in den Herbstferien 2011 die Ghettoakademie 2012: ‚In my House. In meinem Haus. Benim Evde' dort durchführen.
Uns standen für eine Woche die gesamten Räumlichkeiten der UdN zur Verfügung. In unserer Akademie wurde Tanz, Gesang und Performance unterrichtet und wir arbeiteten zum Thema Wohnen. In die Präsentation waren Nachbarn, Verwandte und MitbewohnerInnen eingeladen mit uns gemeinsam zu essen und zu einer Performance in allen Räumen der UdN.

Ab da arbeiteten wir wieder regelmäßig – entweder in unserem Raum, den ich wacker gegenüber allen Renovierungsmaßnahmen verteidige – der daher inzwischen auch der einzige wirklich gemütliche Raum an der UdN ist. Alle anderen mussten ihre schmuddeligen Sofas abgeben und sind jetzt zwar sauber aber auch sehr kühl und universitär – ich vermisse die Sofas und finde es auch spannend, dass die gelben Sitzmöbel und Tische aus unserem Raum sich überall wiederfinden (nur nicht in unserem Raum). Wir interkulturellen Theaterleute stehen jedenfalls auf alte Polstermöbel aus allen Jahrhunderten und fläzen gerne darauf herum. Ebenso dienen uns barocke Stehlampen und komplett bemalte Wände zur Inspiration und zu Anregung unsere Kreativität!

‚Mein Leben großes Kino' (2012) ist eine Filmproduktion, die inhaltlich komplett in den Händen der Jugendlichen lag. Als Setting und Probenraum dienten uns die Räume der UdN – ein Haus, an dem fünf junge Männer aus unterschiedlichen Gründen zusammentreffen: Vier von Ihnen sind zu einem Filmdreh zusammengekommen, der fünfte hat den Aufenthalt in einem Preisausschreiben gewonnen. Es

entwickelt sich ein Mix aus Dokumentation und Fiktion, in dessen Verlauf einige Personen auf unschöne Weise umkommen.

Auch für diese Produktion diente uns die UdN als Setting, Aufenthaltsraum und Drehort. Netterweise hatten wir für den Dreh die Vorrechte auf den Raum und die dort in der Zeit untergebrachten ägyptischen Gäste mussten für unsere Drehmomente die Klappe halten. Dafür haben wir ihr gesamtes Geschirr abgewaschen. Interkultureller Austausch fand also auf vielen Ebenen statt und die Jugendlichen wurden in ihren Sprachkenntnissen herausgefordert.

Danke Stefanie, danke Bernd und danke Max, danke auch Manu und danke Ben, dass ihr uns seit drei Jahren beherbergt und Raum gebt. Wir werden an euch denken, wenn wir dann draußen sind aus Wilhelmsburg – in Rom, London und Paris touren und dann werden wir wehmütig und erinnern uns, wie es damals war, als wir noch nicht mal einen richtigen Proberaum hatten, und wie uns das doch eigentlich ausmacht, dieser Nichtraum, den wir gemeinsam teilen, und dass das doch das Beste ist, was uns passieren konnte. Dass wir aber trotzdem froh sind, dass wir jetzt einen Tanzboden haben und eine Anlage, und genug Platz, sich wirklich zu bewegen…

Ganz großes Kino

Autoren:
Maria Burkhardt
Sebastian Saatweber
Studierende Urban Design

Im Rahmen des Seminars IKP - Interkulturelle Praxis, betreut durch Ben Becker und Prof. Bernd Kniess
Winter 2011/12



Kommt überhaupt jemand?

Der Eingang wird von Strahlern hell erleuchtet, der rote Teppich ist ausgelegt und an der eigens für das Kino erbauten Bar warten wir auf die ersten Besucher. Schon 18:55 Uhr! Um 19 Uhr soll die erste Filmvorführung mit dem Film „Whole-train“ starten. In dem kleinen Aufenthaltsraum vor dem Kino sitzt bis dahin ein Besucher, der durch die Tatsache, dass er der einzige Gast ist, selbst etwas unsicher wirkt... Doch dann geht‘s los! Immer mehr Gäste betreten über den roten Teppich die Universität der Nachbarschaften. Zu unserem Erstaunen besteht die Besucherschaft aus verschiedensten Personengruppen. Der erste Film sollte für Jugendliche sein und wurde an Schulen beworben, doch es kommen alle Altersklassen: Jugendliche, junge Erwachsene und sogar ältere Damen, die aufgrund unserer Verteilung der Kinokarten auf dem Stübenplatz gekommen sind. Schnell füllen sich die Räumlichkeiten der UdN. Das Popcorn und zahlreiche Getränke

gehen über die Bar. Die Besucher bestehen zum größten Teil Wilhelmsburgern. Unsere Euphorie wächst. Das erstrebte Ziel am Anfang unserer Arbeit, ein Kino in Wilhelmsburg für Wilhelmsburger zu entwickeln, scheint erfüllt. Stille kehrt ein. Die Besucher haben sich in den Kinosaal begeben und der Fall, den wir nicht erwartet hätten, tritt ein: Wir haben zu wenig Plätze! Hektisch und mit Hilfe der Gäste werden schnell weitere Stühle in den Saal platziert, bis jeder Quadratzentimeter gefüllt ist. Vereinzelt kommen weitere Gäste, die sich entweder noch eine Nische suchen oder ankündigen, zu der zweiten Vorführung zu kommen. Der erste Film beginnt...

Kleine Kinogeschichte Wilhelmsburg

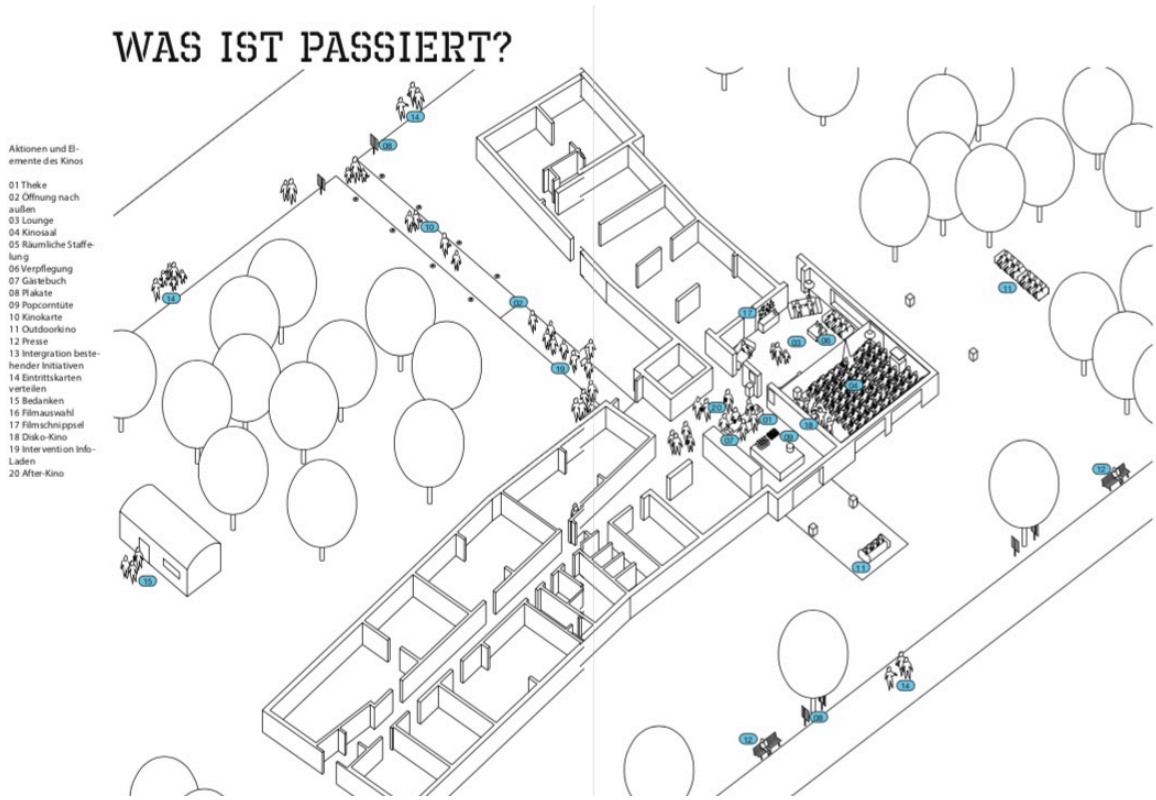
Während der 60er Jahre gab es in Wilhelmsburg zahlreiche Kinos. Doch schon 1987 wurde das letzte Kino, das “Rialto”, geschlossen. Seitdem steht das Gebäude leer. Es ist mit den Jahren immer mehr zerfallen und gleichzeitig zu einer melancholischen Erinnerung geworden. Seit 2001 gibt es einige Initiativen, die immer wieder Filmvorführungen anbieten, aber ein festes Kino ist daraus nicht entstanden. Durch die Präsenz des Rialtos ist “Kino” ein Thema auf den Elbinseln geworden, das seither immer wieder diskutiert wird und dadurch aufzeigt, wie groß das Bedürfnis nach einem neuen Kino ist. Mit unserem Projekt haben wir dieses Thema aufgegriffen und den städtischen und gesellschaftlichen Raum “Kino” untersucht. Unser Ziel war es herauszufinden, wie ein “Wilhelmsburger Kino” aussehen könnte, und es an einem Abend Realität werden zu lassen.



Konflikte, Musik und Wein

Während des zweiten Films erscheinen unerwartete Gäste. Gegner der IBA wollen

die ganze Veranstaltung stürmen und zu Fall bringen. Jedoch bemerken Sie, nach einigen Gesprächen mit uns und Matze, dem Bewohner eines Bauwagens auf dem Gelände der UdN, schnell, dass hier anscheinend nach Ihren Vorstellungen keine „traditionelle IBA-Veranstaltung“ abläuft. Sie ziehen sich wieder zurück und hängen noch ein Banner auf, auf dem steht: „IBA & IGS abkotzen“.
Jetzt haben wir auch endlich entschieden, welchen Film wir als „Mitternachtskino“ zeigen. Auf „Cry Baby“, ein Musical Film mit Johnny Depp, ist unsere Wahl gefallen. Eine Stunde vorher! Diesen kündigen wir nach Cinema Paradiso an, mit der Ansage, dass die weitere Vorstellung in lockerer Atmosphäre, bei Gesprächen und Getränken gezeigt werden soll. Diese hielten bis zum Morgengrauen an.
Einige Besucher ließen Johnny Depp im Kinosaal auf sich wirken, andere feierten an der Bar und weitere standen draußen und unterhielten sich angeregt über die Veranstaltung.
Allen Problemen zum Trotz und durch die gemeinsame Begeisterung für das Kino haben am Ende alle mitgeholfen und das „Ganz große KIno“ unterstützt. Einige wenige Besucher trinken noch ihr letztes Bier und gemeinsam wird die UdN geschlossen, die Lichter gehen aus. Zu unserem Erstaunen ist der erste Gast, der alleine in der Lounge saß und sich nur den ersten Film schauen wollte, am Schluss immer noch da, und der letzte der mit uns zusammen das „Ganz große Kino“ verlässt.



Eine Universität auf dem Sprung

Autorin:
Regina Bittner
Stiftung Bauhaus Dessau & Beirat UdN

In Wilhelmsburg, nur zwei Stationen vom Hamburger Hauptbahnhof entfernt, findet man wenig von dem, was die Boomstadt Hamburg heute auszeichnet: Weder schicke Cafés noch edle Boutiquen oder Luxusrestaurants, an dessen Stelle Ein-Euro-Läden, Kioske und Billigmärkte und an jeder Straßenecke eine Sozialberatungsstation. Die IBA Hamburg will mit dem Sprung über die Elbe Wilhelmsburg an das Wachstum der Hafenmetropole anschließen, auch mit spektakulären Bauprojekten. Zumindest das Bauschild der Universität der Nachbarschaften am Rotenhäuser Damm folgt dieser Logik, auch wenn innen alles ein wenig anders ist. Die Universität der Nachbarschaften ist eine Zwischennutzung und insofern auch ein inzwischen eingeführtes Instrument der Stadtentwicklung der letzten Dekaden. Sie steht für einen anderen Zugang zur Stadt, einem „temporären Urbanismus“ (Robert Temel) der eine veränderte Einstellung auf den Nahbereich des Städtischen, seine Komplexität und Vielfalt zum Hintergrund hat.

Im Diskurs um eine neue Planungskultur ist schon seit einiger Zeit von einem Paradigmenwechsel die Rede: Von der Dominanz des zu ordnenden Raumes der PlanerInnen und ArchitektInnen hin zum Lebensraum der BewohnerInnen. Was ins Blickfeld gerät ist eine Raumproduktion zweiter Ordnung. Raum in diesem Zusammenhang meint nicht mehr den zu organisierenden und zu strukturierenden Raum der PlanerInnen und ArchitektInnen, sondern Raum, wie er alltäglich hergestellt und von seinen BewohnerInnen interpretiert wird. [1]
Alltag und Praxis sind die Stichworte, die in Referenz auf die von Henri Lefebvre herausgestellte Potentialität des urbanen Alltags, die Gartenparadiese, Kioske, Küchen und Camps informiert haben, mit denen sich ArchitektInnen, KünstlerInnen und Urban DesignerInnen in den Stadtraum zeitweilig einschreiben. In ihrer radikalen Form verstehen sich viele dieser Projekte als Rebellion – wiederum in Anlehnung an die theoretischen und gestalterisch praktischen Positionen der 1968er Bewegungen – gegen die Produktions- und Verwertungsbedingungen ihrer Disziplinen auf der Suche nach einer Repolitisierung der Architektur und des Urban Design. Zugleich wurde Kritik an diesen temporären Projekten vor allem dahingehend formuliert, als dass diese einer urbanen Kulturwirtschaft im Zeichen unternehmerischer Stadtentwicklung zuarbeiten. Dass diese Ideologiekritik nicht hinreicht um die Reichweite solcher Projekte zu erfassen, ist inzwischen vielfach diskutiert worden: Kennzeichen vieler Projekte ist es schließlich, dass sie nicht 1:1 in zweckrationalem Handeln aufgehen, dass sie mit einem Überschuss an nicht besetzten Energien arbeiten. [2] Mehr noch: Temporäre Räume sind in ihrer Anlage selbst – als Prozess einer Gestaltung in unterschiedlichen Akteurskonstellationen und für hybride Nutzungen – eine Reaktion auf die demokratischen Defizite der neoliberalen Stadt.

Hier ist die Universität der Nachbarschaften situiert: Ein Ort des Forschens und

Arbeitens, Lernens und Produzierens, Begegnens und Intervenierens, des Pragmatismus und der Rebellion. Warum aber ist das eine Universität? Weil die HafenCity Universität, deren Gegenstand explizit die Stadt ist, die Initiatorin dieses Unternehmens ist? Die Namensgebung ist nicht nur eine Referenz auf die akademischen Akteure, sondern ist Programm und dies in mehrfacher Hinsicht:

Univercities
So hat die Bewegung aus der Universität in den konkreten Stadtraum die Überzeugung zum Hintergrund, dass sich generell die Position der Universität in der Stadt verändert hat. In der Nachkriegsära gehörten internationale Universitätscampus zu den bevorzugten Bautypologien der Moderne. In vielen Teilen der Welt wurden Universitäten und Schulen zu umkämpften Orten der Teilhabe an den Bildungs- und Wissensressourcen der Städte. Neugründungen von Universitätscampus waren nicht nur Ausdruck des Bildungshungers und Erneuerungsgeists, sondern stellten auch den Versuch dar, die Institution Universität als „komplexe Schulen der Gesellschaft“ neu zu erfinden. Zugleich handelte es sich dabei um eine in gewisser Hinsicht antiurbane Typologie: Der außerhalb der Stadt auf der grünen Wiese errichtete Campus sollte Wissen und Bildung in konzentrierter Form, in quasi klösterlicher Abgeschiedenheit und ungestört von den Ablenkungen der Großstadt, ermöglichen. [3] Heute sind es jedoch gerade die Städte, in denen die globale Wissensgesellschaft ihren bevorzugten Ort findet. „Wissensstadt“ ist einer der Schlüsselbegriffe heutiger Stadtentwicklung, Wissen gilt als eine der zentralen Ressourcen zeitgenössischer urbaner Ökonomien. In ihrer räumlichen Konzentration und Verdichtung von Wissen, Ideen und Informationen bieten sie den idealen Nährboden für Innovation und Kreativität. Auch wenn im Zuge der Repositionierung der Städte in einem globalen urban age Universitäten, Kultur-, Bildungs- und Forschungseinrichtungen eine herausragende Rolle spielen, mit der Ansiedlung einer solchen Institution ist jedoch noch längst nicht ein erfolgreicher Strukturwandel zur Wissensstadt garantiert. In der Debatte um die „sticky knowledge places“ wird auf die besonderen Kopplungen zwischen Raum und Wissen verwiesen. [4] Der Stadtforscher Ulf Matthiesen hat den Begriff der sogenannten knowledge scapes eingeführt, um die vielfältigen ortspezifischen Verflechtungen zwischen neuen Wissenskonstellationen und wissensinstitutionellen Vernetzungen zu beschreiben: Dazu gehören formelle Institutionen des Lernens, Lehrens und Forschens wie Schulen, Universitäten Forschungsinstitutionen, Expertennetzwerke, Formen der lokalen Governance, lokal situierte Kompetenzformen und informelle Wissensmilieus, als – wie es Matthiesen nennt – Saatbeete für Kreativität. [5] Was mit diesem Forschungsansatz in den Blick gerät, ist das konkrete und ortspezifische Zusammenspiel und Zusammenwirken von ganz unterschiedlichen institutionalisierten und nicht-institutionalisierten Wissensformen – das letztlich dafür verantwortlich ist, wie weit eine Stadt ein „sticky knowledge place“ sein kann. So ist die Universität der Nachbarschaften an diesem integralen Zusammenhang zwischen Wissen und Stadt interessiert – sie nimmt nicht nur die Stadt als Wissenssubjekt ernst, sondern versteht sich selbst als Akteur innerhalb spezifischen urbanen Wissensmilieus.

Antihegemonialer Urbanismus
In unmittelbaren Zusammenhang mit dem Neudenken des Verhältnisses zwischen Universität und Stadt steht auch die Repositionierung der Ausbildung von Archi-

tektInnen und Urban DesignerInnen. Wieweit können die universitären Ausbildungsgänge mit den Dynamiken gegenwärtiger Stadtentwicklung mithalten bzw. selbst zum Akteur derselben werden? Diese Fragen treibt die Universität der Nachbarschaften um: In der konkreten Auseinandersetzung der Lehrenden und Studierenden vor Ort geht es um die Reformulierung der disziplinären Positionen zu und in der Stadt, was auch und vor allem Fragen einer kritischen Architektur-und Designpraxis einschließt, die weniger an der Gestaltung von Objekten als in der Intervention in Prozesse ihre Rolle sucht. Zwei Aspekte sind es, die einen paradigmatischen Shift in der gestalterischen Ausbildung erfordern: Zum einen war das bisherige Selbstverständnis der PlanerInnen und ArchitektInnen vor allem an Problemlösung ausgerichtet. Heute haben sie eine vielschichtige Praxis entwickelt, das Handlungsfeld hat sich enorm erweitert. Sie verstehen sich dabei inzwischen eher als „Kuratierende“, als MittlerInnen, die unterschiedliche Wissenssorten auffinden, zusammentragen, re-kombinieren, in einen anderen Kontext stellen und auf diese Weise zu neuen Lesarten und Perspektiven in der Stadt kommen. Das Selbstverständnis eines sozialen Engagements von ArchitektInnen und GestalterInnen unterscheidet sich insofern radikal von seinen modernen Vorgängern, das Konzepte von Autorenschaft, Expertentum, Manifest und Masterplan zum Hintergrund hatte. Dabei geht es weniger um Problemlösung als um Problemidentifizierung, also darum, überhaupt erst herauszufinden, worin die eigentlich gestalterische Aufgabenstellung besteht.

Die Research-Orientierung vieler aktueller Architektur- und Urbanismusprogramme folgt diesem Trend. Die entwickelten Ansätze verstehen sich nicht als Lösungsvorschläge im Sinne eines Masterplanes, sondern entwerfen Design als kollektiven Handlungsmodus, an dem viele Akteure mit unterschiedlichen Expertisen und Wissensorten beteiligt sind. Damit werden auch bestehende Wissenshierarchien, in die Architektur und Design eingeordnet sind, kritisch hinterfragt. Zum zweiten haben Architektur und Design, im Gegensatz zu künstlerischer Praxis, in deren Selbstverständnis die kritische Reflektion der eigenen Bedingungen der Produktion, Repräsentation und Verwertung essentieller Bestandteil ist, ihre Produktions- und Distributionsbedingungen bisher kaum hinterfragt. So stellen Auseinandersetzungen mit Darstellungstechniken, wie dem hegemonialen Wissen des Plans bzw. der Karte bzw. der architektonischen Visualisierungen, nicht unbedingt eine konstitutive Voraussetzung einer urbanen Gestaltungspraxis dar. Das schließt auch Fragen der institutionellen Rahmungen ein: Erst in jüngster Zeit beginnen ArchitektInnen und GestalterInnen eigene Institutionen und Formen der Kommunikation zu generieren bzw. bestehende institutionelle Praktiken zu reflektieren – z.B. „Before the brief“, wo der Wettbewerb als institutionalisierter Mechanismus der Architekturproduktion hinterfragt wird.

Eine kritische Design- und Architekturpraxis, die sich als „antihegemonialer und pluraler Urbanismus“ [6] entwirft, setzt hier an: Ein besonderer Handlungstyp, dessen innovatives Potenzial in alternativen Darstellungen und kooperativen Projekten in den komplexen Mechanismen, Zusammenhängen, Kräftekonstellationen zusammenwirken, liegt. Was sich dabei ereignet ist eine oft ungeplante Komplexität von Wissensorten, Akteuren, Beziehungen und Räumen.

Die Universität der Nachbarschaften bildet dieses komplexe Feld: Hier haben

Lehrende, Studierende, BewohnerInnen und lokale Akteure gemeinsam Formate einer urbanen Praxis und Formen der Kooperation entwickelt, die auch ohne die Institution der HafenCity Universität in Wilhelmsburg weiter Schule machen wird. Denn die HafenCity Universität ist auf dem Sprung: Der Neubau in einem der größten und spektakulärsten urbanen Regenerationsprojekte der letzten Jahrzehnte in Deutschland steht kurz vor dem Abschluss. Wie weit die Universität der Nachbarschaften nur ein Trainingsplatz für eine Universität in der gentrifizierten HafenCity war oder zu einem strukturellen Neudenken einer Univercity einen Beitrag leisten kann, das wird die Zeit nach dem Umzug in die neue Nachbarschaft zeigen.

1. Nikolaus Kuhnert, Anh-Linh Ngo Gouvernmentalisierung der Planung in: Philipp Oswalt (Hg.) Shrinking Cities Bd.2 Handlungskonzepte, Ostfildern-Ruit 2005, S.23
2. Robert Temel, Das Temporäre der Stadt in: Florian Haydn, Robert Temel (Hg.) Temporäre Räume Konzepte zur Stadtnutzung, Basel 2006, S.61
3. Stefan Muthesius: The Postwar University Utopianist Campus and College. New Haven 2000, p.10
4. Ann Markusen: Sticky Places in Slipery Spaces. A Typology of Industrial Districts Economic Geography, Volume 72, Issue 3 July 1996, p 293-313
5. Ulf Matthiesen: Eigenlogiken städtischer Wissenslandschaften In: Helmut Berking/Martina Löw (Hrsg.) Die Eigenlogik der Städte. Neue Wege für die Stadtforschung. Frankfurt am Main 2008, S.121
6. Jesko Fezer/Mathias Heyden, Antihegemonialer Urbanismus. Das Versprechen des Situativen. In: ARCH + 183, 2007, S.92-95

HCU, UdN, UdM, UdZ? Notizen...

Autor:
Michael Koch
Lehrstuhl Städtebau und Quartierplanung
HCU Hamburg

> „Ich kann freilich nicht sagen, ob es besser werden wird wenn es anders wird; aber so viel kann ich sagen, es muss anders werden, wenn es gut werden soll.“ [1]

Ein wunderbarer Aphorismus zur Notwendigkeit von Experimenten, um die Chancen von Verbesserungsmöglichkeiten zu erkunden, erforschen, auszuloten.

Die HCU wurde 2006 gegründet mit dem Anspruch, eine Universität neuen Typs zu werden. Was das genau heißen sollte, ist nie präzise definiert worden. Nur: anders als alle anderen sollte und würde sie sein: thematisch fokussiert, neu strukturiert, anders lehrend und forschend, gleichwohl sparsamer ausgestattet. Ein mit Abstand betrachtet interessantes Experiment, trotz aller Schwierigkeiten der Umsetzung, dessen Versuchsanordnung freilich nicht von Anfang an ausreichend geklärt war. Doch davon soll hier nicht die Rede sein. Die Neujustierung des Experimentes läuft, man darf gespannt sein.

Die Neugründung der HCU als Universität für „Baukunst und Metropolenentwicklung“ fiel mit der Ausrufung der IBA Hamburg 2013 zusammen, deren städtebauliches und stadtplanerisches Experimentierfeld die Elbinsel Wilhelmsburg sein sollte. Ihr Geschäftsführer Ulli Hellweg hat in den Gründungsprozess der Universität noch die Idee eingebracht, die HCU in Wilhelmsburg anzusiedeln. Allerdings war die Standortentscheidung schon gefallen und nicht änderbar. Nun zieht die BSU nach Wilhelmsburg und die HCU erhält in Hamburgs aufstrebender HafenCity ein neues Gebäude, wird zum Stadt-Baustein dieses neuen Stadt-Teils.

Was hätte eine HCU als Ausbildungs- und Forschungsstätte für Baukunst und Metropolenentwicklung inmitten von Wilhelmsburg leisten können? Zweifellos eine schwere Frage, die heute sowieso nur spekulativ zu beantworten wäre. Aber allemal eine interessante und herausfordernde Vorstellung von einer urbanistischen, möglicherweise produktiven aber sicher auch konfliktreichen Gemengelage.

Uli Hellweg verfolgte von Anfang an beharrlich das Ziel weiter, die neu gegründete HCU gleichwohl für die Themen der IBA zu interessieren und sie vor Ort präsenter zu machen. Das Grundstück des ehemaligen Gesundheitsamtes mit seinem leerstehenden Gebäude schien dafür geeignet. Mit dem von HCU und IBA zusammen ausgelobten interdisziplinären studentischen Wettbewerb „Experiment auf der Insel“ sollten die Möglichkeiten dafür erkundet werden. Nur wenige

Entwürfe arbeiteten mit dem Gebäudebestand. Den ersten Preis erhielt eine Arbeit, die mit ihrem transformatorischen Ansatz die Idee der Restnutzung ins Spiel brachte.
Bernd Kniess übernahm nach seiner Berufung an die HCU die Federführung für die weitere Ausgestaltung dieses Experimentes. Es passte zum Versprechen der HCU, eine neue Universität werden zu wollen. Er erfand mit seinem Team dafür den Namen “Universität der Nachbarschaften UdN“ und verhandelte mit HCU-Präsidium und der IBA zusammen mit der Kulturfabrik Kampnagel die Rahmenbedingungen dafür, dass die UdN ein IBA-Projekt werden konnte. Ein Lehr- und Forschungsprojekt, das Lernen im Maßstab 1:1 ermöglichen sollte, dessen Struktur und Curriculum aber noch erfunden werden mussten. Schrittweise., beim Arbeiten mit Studierenden, Kollegen der HCU, der Wilhelmsburger Nachbarschaft sowie mit akademischen und nicht akademischen Gästen vor Ort.

Seither leistet das Team um Bernd Kniess herum Unglaubliches, weil eigentlich so gut wie alles gegen ein solches Projekt spricht. Immer wieder sind finanzielle, rechtliche, soziale, menschliche und technische Hürden zu nehmen. Die Arbeit ist ein ständiges „anders machen“ und auch „anders machen müssen“, damit die Ergebnisse der UdN „gut werden“, beziehungsweise überhaupt „gut werden können“. Ein universitärer Möglichkeitsraum, lebendiger Anschauungsunterricht für Prozesse der alltäglichen Stadtproduktion, Ort und Gegenstand für Diskussionen über zukünftige Anforderungsprofile an urbanistischer Ausbildung und Forschung.

Dass dabei das Team um Bernd Kniess immer wieder auch an Grenzen des Machbaren kommt, ist klar. Es wird beständig mit Problemen konfrontiert, deren Lösung nicht in ihre Zuständigkeit fällt. Zur Überforderung ist es dann nicht weit. Die Bereitschaft sich derartigen Risiken zu stellen, adelt das Experiment und diejenigen die es tagtäglich weiter vorantreiben. Hier wird disziplinäres Neuland erkundet.

Uli Hellweg hat der UdN immer die Stange gehalten, das universitäre Experiment als ein relevantes Experiment im Hinblick auf exemplarische Vorschläge für eine Ausbildung und Forschung, die Lösungen von gegenwärtigen und zukünftigen Problemen in den Städten sucht, kritisch und konstruktiv begleitet. Obwohl die UdN die IBA durchaus kritisch begegnet und am Beispiel Wilhelmsburg ganz eigene Vorstellungen von behutsamer Stadtentwicklung diskutiert und ausprobiert werden.

Auf die Auswertung des im Rahmen der UdN erarbeiteten Materials und der hier gemachten Erfahrungen darf man gespannt sein. Die Möglichkeiten und Bedingungen einer Übertragbarkeit auf andere „Brennpunkte“ der Stadtentwicklung werden zu diskutieren sein. Aber dass dieses Experiment neue Lehr- und Forschungsmethoden erkundet hat und deren Relevanz für eine angemessene Ausbildung vor Augen führt, ist offensichtlich.

Gernot Grabher hat für eine Vortragsreihe im Rahmen des StEP Prozesses den Titel UdM „Universität der Möglichkeiten“ gewählt. Im Rahmen dieser Reihe haben Vertreter unterschiedlichster Universitäten aus dem In- und Ausland

berichtet warum und wie sie neue Wege universitärer Ausbildung und Forschung beschreiten.

Eine Universität neuen Typs, wie die HCU es sein soll und sein möchte, weil sie für alles andere zu klein ist, braucht universitäre Möglichkeitsräume, wie die UdN: Eine auf Baukunst und Metropolenentwicklung fokussierte Universität braucht neben urbanistischer Grundlagenforschung die Überprüfung der Relevanz von Ausbildungscurricula und Forschung für die fachlich aktive Teilnahme und Teilhabe an der alltäglichen Produktion von Stadt.

1. Georg Christoph Lichtenberg, Mathematiker und Experimentalphysiker, 1796, in „Sudelbücher II, München 1971, S.450, Aph. K 293

When the university is moving

Übersetzer:
Peter Holt Overgaard
Studierender Roskilde University, Denmark

Study visits. We are visiting a university contact in a corner of Hamburg, located far away from what the tourists choose to see.
Long streets with a few kiosks, little half green parks, towers squeezed in parcels and located "under" a huge Nazi bunker. Blocks are long and our pace is fast in order for us to reach the HCU HafenCity on time. Between sporadic trees and shrubs we finally reach our destination.
We find the entrance. There are high ceilings, skylights and a large kitchen island where students hang out and chat casually. We are greeted by the friendly, but serious Professor Bernd Kniess. We walk down a rough concrete passage and into his office. We sit on an old couch while he sits on a white 80's leather chair. On a table stands an old grandmother lamp and from the ceiling hangs an architect's cubic lamp experiment. No family photos, pleasant bulletin boards, or coffee makers. The back wall is covered with graffiti. Here it is half dark due to window guards. Quite a different lecture than what we are used to.
Professor Bernd summarizes the project for us on his power point.
University of the Nachbarschaften. A tactical grip for the overall political strategy. Hamburg is also striving to be a future knowledge and innovation capital. This follows a logic, which is also seen in urban development in Denmark, where urban spaces are thought of as voids to be filled. According to Bernd, the solutions are sought only in architectural renewal, completely overlooking the structures that already exist. Traditional strategy of urban development creates unnecessary costs for locals, often in contrast to the economic situation; he believes we must further develop existing urban spaces.

UdN is therefore trying to turn the table around. Their tactic is to start from scratch, get to know the area - be good neighbours, as he put it. The students have helped to repair the building, analyse and create projects with and for the residents. They work with a low-budget mindset, which means operating with the available materials and the actual people in the local surrounding. There is no doubt that UdN's way of experimenting with the teaching was very inspiring. Property dimensions, transitory nature, the informal raw atmosphere, the light and the industrious silence, gave the impression of high professionalism exchange, networking, and creative processes flowing freely between the students in the open workshop space. It oozed, in short, of responsibility and seriousness in an informal study.

Here there are mental and physical spaces, allowing an academic design discipline to unfold efficiently. It is in strong contrast with our Performance Design seminars, where project work is done in the Royal Library or at home. In the process of many projects our experience was lost because we just did not have an informal place with room for teaching and project workshops. A place where we

can be around the clock.

So let this be a call to policy makers about replacing Henning Larsen architecture with low-budget aesthetics. Why not leave the plow to the field, leave Roskilde University's locked office cells, wide hallways and proscenium theater auditoriums and find a place where we can be both professional and physically present with all of our projects.

UdN Akteure

Impressum